Die Sächsische Schweiz.

Emil Oliva's Buchhandlung
(Arthur Graun)
Zittau.

Ex libris Karl Vollmöller.
Merbitz. Leipzig

Die

Sächsische Schweiz.

Eine Wanderung in Wort und Bild.

Von

Johannes, Freiherr von Wagner.
(Johannes Renatus).

Hierzu 20 Vollbilder in photographischem Kunstdruck

aufgenommen und ausgeführt
von
Dr. E. Mertens & Co. in Berlin.

Zittau,
Emil Oliva's Buchhandlung
(Arthur Graun).

W. J. [Andreas]

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Druck von Giesecke & Devrient, Leipzig-Berlin.

1959 I D 548

Seiner Majestät,

dem

König Albert von Sachsen

in

größter Verehrung und Treue

ehrfurchtsvoll gewidmet

von

Johannes, Freiherr von Wagner.

(Johannes Renatus).

Inhalt.

Seite

I. Allgemeine Umschau 7

II. Die Reise 13

Zu II. Die Kunstblätter.

1. Stadt Pirna mit Schloß Sonnenstein.
2. Stadt Wehlen.
3. Felsenthor im Uttewalder Grunde.
4. Die Bastei.
5. Der Lilienstein.
6. Stadt Königstein mit Festung.
7. Der Papststein.
8. Waldpartie in der Gegend des Zschirnsteins.
9. Stadt Schandau.
10. Der Polenzgrund.
11. Der Hockstein.
12. Stadt Hohnstein mit Schloß.
13. Herrnskretschen.
14. Der Edmundsgrund.
15. Ende der Edmundsklamm.
16. Das Prebischthor.
17. Der Große Winterberg.
18. Der Kuhstall.
19. Bootsstation an der oberen Schleuse.
20. Partie an der oberen Schleuse.

I.

Allgemeine Umschau.

Das viel und gern besuchte Gebiet, das wir mit der Betrachtung dieses Werkes im Geiste durchwandern wollen, führt den rechtmäßigen Namen „Das Meißener Hochland“. Nun man es aber seit mehr als 100 Jahren „Die sächsische Schweiz“ zu benennen pflegt, so wird jeder Kenner der eigentlichen Schweiz bei einem Vergleiche beider hierüber bedenklich den Kopf schütteln, denn die „sächsische“ reicht an das Gewaltige und Eigenartige der wirklichen Schweiz nicht im Geringsten hinan. Dennoch bietet das Meißener Hochland trotz anderen Charakters und seiner Kleinheit nach Grundfläche und Meereshöhe eine solche Fülle zusammengedrängter eigenartiger Schönheit, daß wir, wenngleich bedingt, den so lange Zeit gebräuchlichen Namen „Sächsische Schweiz“ getrost beibehalten können; wird doch überhaupt unter „Schweiz“ der allgemeine Begriff eines durch Naturschönheit ausgezeichneten Landes gemeint.

Dabei ist es zweierlei, welches die sächsische Schweiz vor anderen deutschen Mittelgebirgen besonders auszeichnet. Einesteils befinden wir uns in einem Gebiete, in dessen Nähe drei große Gesteinslager zusammenstoßen. Die aus Granit bestehenden Berge der Lausitz haben zumeist ein grabhügelartiges Aussehen; die hervorragenderen Sandsteingebilde der sächsischen Schweiz nähern sich der Cylinderform, während der böhmische Basalt vorwiegend spitze Kegel oder scharfkantige Rücken bildet. Gerade diese geologischen Verschiedenheiten geben dem Panorama der dortigen Gegend jenes wilde Durcheinander, das uns, gleich der Abwechslung im Leben, weit mehr anzieht, als die Gleichmäßigkeit der Formen anderer Mittelgebirge.

Andernteils kennzeichnet sich die sächsische Schweiz vor jenen durch den reizvollen Gegensatz von Anmut und Wildheit. An oder gar auf den idyllischsten Auen oder friedlichen Hochebenen finden wir steile, oft senkrechte Felsberge und Wände, und groß ist die Zahl seltsamer Felsbildungen ähnlich Tieren, Menschengestalten, Mauern, Pfeilern, Thoren und Höhlen 2c.

Dieser Gegensatz aber ist begründet durch die Art und Lagerung des Gesteines mit dessen Entstehung und zwar dermaßen, daß nur wenige Stellen auf der Erde eine solche Besonderheit des Landschaftlichen in dem Grade besitzen, wie die sächsische Schweiz.

Der Zweck des vorliegenden Werkes soll und kann weder eine erschöpfende landschaftliche und wissenschaftliche Darstellung sein, noch weniger der eines speziellen „Fremdenführers“, deren es in Menge

giebt; sondern nur die Gewährung einer Uebersicht, welche ein Gesamtbild des Wichtigsten von Naturschönheiten, geologischen, geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Beziehungen liefert.

Wie es hierbei unmöglich ist, die Darstellungen hart an der Landesgrenze abzuschneiden, ohne das Gesamtbild zu beeinträchtigen, so mußten denn in einzelnen Beziehungen auch Teile des Böhmerlandes mit zugezogen werden, indessen mit größtmöglichster Beschränkung, also, daß die gesteckte Grenze „Sächsische Schweiz" nur unwesentlich überschritten wird. Namentlich ist es die geologische Seite, die uns hin und wieder nötigt, den Fuß über die Linien der Gemarkung zu setzen.

Schon bei der Frage nach Grenze und Größe der sächsischen Schweiz bereitet uns die Verschiedenheit der politischen und natürlichen Grenze die größten Hemmnisse. Eine nähere Bezeichnung des Gebietes mit „Elbsandsteingebirge", d. i. das Gebiet zu beiden Seiten der Elbe, in welchem der Sandstein mit seinen horizontalen oder flach geneigten Bänken die Landschaft charakterisiert, ist schon deutlicher. Weil aber dieses Charakteristische sich nicht an die Umfangslinie eines Staates bindet, so kann auch hier von einer nach beiden Richtungen gleichen Grenze nicht die Rede sein.

Nach den Forschungen Hettner's u. A. m. läßt sich erst in der Linie „Pirna, Berggießhübel, Tyssa, Königswald", längs deren sich der Sandstein in einer auffallenden Stufe aus dem Elbthale oder aus dem kristallinischen Gebirgsgebiete erhebt, die Grenze des Elbsandsteingebietes gegen das Erzgebirge erblicken.

Schärfer gestaltet sich die Grenze nach Genanntem gegen die Lausitz, weil diese in der ostsüdöstlich verlaufenden Linie von Bonnewitz (bei Pirna) über sächsisch Dittersbach, Rathewalde, Hohnstein, Altendorf, Hermsdorf, Sternberg und Kreibitz fast haarscharf gegen den Sandstein abschneidet.

Weniger scharf ist die Grenze im Süden zwischen Kreibitz, Tetschen, Bodenbach und Königswald, wo der Sandstein unter das, wesentlich aus Basalt und Phonolith bestehende böhmische oder Leitmeritzer Mittelgebirge hinabtaucht, um jenseits Landschaftsformen zu erzeugen, welche denen der sächsischen Schweiz ähnlich sind.

Die in diesen Grenzen eingeschlossene Grundfläche hat nahezu die Gestalt eines rechtwinkligen Dreiecks, dessen nordöstlich liegende Hypothenuse „Bonnewitz-Kreibitz" 41 km mißt, während die Katheten „Bonnewitz-Königswald" und „Königswald-Kreibitz" die Länge von 32 beziehentlich 29 km haben.

Hierbei besteht das lausitzer, wie auch das erzgebirgische Land aus verschieden stark gewellten Hochflächen, in welche die Thäler mehr oder weniger tief eingeschnitten sind.

Das böhmische Mittelgebirge ist eine Sammlung von regellosen hohen und niedrigen Kegelkuppen und -Rücken.

Die sächsische Schweiz aber läßt den Tafelcharakter vorwalten. Auf einer größeren Anzahl von hohen „Ebenheiten", in welche enge steilwandige Thäler eingeschnitten sind, erheben sich steile Berge und Rücken von horizontaler oder schwachgeneigter Oberfläche. Aber diese ruht auf schroffen, nicht selten senkrechten Felsen.

Begegnen wir in der sächsischen Schweiz vorwiegend dem Sandsteine, so zeigen sich hin und wieder doch auch Basalt und Phonolith. Das Vorkommen des Basaltes wird verschiedenen Ursachen zugeschrieben. Einige Geologen sind der Meinung, daß sich aus einer allgemeinen Flut zunächst Sand und Thon — zu späterem Sandstein — niedergeschlagen haben. Nach der Flut habe der vulkanische Basalt die Sandsteinschicht durchbrochen*). Andere wieder lassen den Basalt zuerst dagewesen sein, auf welchem eine später erscheinende Flut den Sandsteinbrei niedergelassen hat. Was die sächsische Schweiz im besonderen betrifft, so ist nach Hettner's Forschungen der Basalt und Phonolith an vielen Stellen zwar das ursprüngliche

---

*) Als besondere Merkwürdigkeit sind die Sandsteinsäulen in der Umgegend von Zittau in der angrenzenden sächsischen Oberlausitz zu betrachten. Obgleich neptunische Masse, besitzen diese Säulen doch genau die fünfseitige Form des vulkanischen Basaltes. Man hat sich dieses seltene Vorkommnis dadurch erklärt, daß die ursprüngliche noch weiche Sandsteinmasse von Basaltsäulen durchbrochen worden ist. Letztere sind jedoch wieder zurückgewichen, so daß sich im Sandstein leere, fünfseitige Säulenräume gebildet haben, die durch eine spätere Flut wieder durch Sandsteinbrei ausgefüllt worden sind.

Material gewesen, das aber erst dann zu Tage getreten ist, nachdem die auf diesem lagernde weichere Sandsteinmasse durch verschiedene Ursachen, namentlich durch Verwitterung, verschwunden war.

Die Verwitterung spielt hierbei überhaupt eine große Rolle. Ein Resultat derselben ist die heutige Form der Klüfte, welche dem gesamten Gebiete von jeher eigentümlich gewesen sind und den Zusammenhang der Bänke gelöst haben. Letztere haben in den frühesten Zeiten der sächsischen Schweiz eine höchst einförmige Zusammensetzung gegeben und erst jene Verwitterung und in deren Gefolge das Abbröckeln und Abstürzen größerer Stücke brachten Abwechslung in der Form. Diese Zerstörungen waren nicht überall gleich groß, sondern traten in verschiedenem Grade auf, je nachdem das Material ein härteres oder weicheres war. Auch wirkt hierbei der Unterschied der Lagerung mit, indem die Platten des Sandsteins links der Elbe schwach geneigt, die der rechtsufrigen zumeist horizontal liegen.

Eine der ersten Ursachen der Verwitterung ist das Regenwasser. In Klüften und porösem Gestein dringt es rasch in den Boden ein und nimmt als Grundwasser seinen Abfluß zur nächsten Tieflage. Nur anhaltende oder größere Regengüsse führen das Wasser auf der Oberfläche ab. In solchen Gründen finden wir häufig die Fichte und üppig sprossende Farrenkräuter, während auf trockneren Tafeln nur die anspruchslosere Kiefer wächst. Quellen zeigen sich nur auf kristallinischer Grundlage, oder da, wo der Untergrund aus undurchlassendem Thon besteht. Wichtiger noch und reichhaltiger sind die Quellen der Plänerschichten, wie z. B. die in der Umgebung des Schneebergs. Ihnen verdanken die Biela, der Cunnersdorfer- uud der Krippenbach ihr Dasein. Aus gleicher Schicht stammen die Quellen der romantischen Schweizermühle und Königsbrunns. Daher ist links der Elbe viel mehr Wasser vorhanden, während in dem rechtsufrigen Gebiete der Wanderer zum Durstlöschen künstliche Mittel bei sich führen muß.

Die Art und Weise, wie sich die Verwitterung äußert, hängt mit der geognostischen Zusammensetzung des Gesteins zusammen, so daß sich hier mehrere Arten ergeben. Besitzt ein großer ganzer Quaderblock in sich ungleiche Härte und werden die weicheren Stellen durch Regen- oder Spülwasser aufgeweicht, so neigt er sich mit der Zeit und stürzt endlich um. Hierbei zerkleinern sich Teile des Blockes zu Sand. Der Wind trägt diesen weiter und bearbeitet hiermit andere Felsen, deren Oberfläche dadurch abgerieben wird. Anderntheils finden auch Zersprengungen des Gesteins statt: durch Gefrieren des Wassers in Spalten zu Eis, welches, weil größeren Raum einnehmend als jenes, die nächstliegenden Gesteinsteile kräftig abdrängt, wie auch durch die Vegetation. Der Wind trägt Samen von Moosen ꝛc. auf die Gesteine. An den Stellen, wo diese bereits weicher geworden, keimen die Moose, treiben Wurzeln in den Sandstein und bohren sich gleich einer Schraube hierin ein, so daß auch dadurch Gesteinszerstörungen entstehen.

Diese stille Arbeit der Natur findet Tag für Tag statt in allen Gebirgen. Die Höhen werden erniedrigt, die Thäler und Flüsse angefüllt; letztere schütten die abgelösten Bergesteile in das Meer, so daß dereinst in ferner, ferner Zeit eine allgemeine Ebnung der Erdoberfläche eintreten muß.

Wenn nun dergleichen Verwitterungen und Zerstörungen der Sandsteinmasse von allen Seiten erfolgen, so entstehen kugelige Formen, die wir ebenso wie die Höcker und gleicherweise bewirkten Höhlchen, Furchen und offenen Becken in der sächsischen Schweiz bewundern. Manche der letzteren, auf natürliche Weise entstanden, mögen Anlaß zu Sagen (heidnische Opferbecken) gegeben haben.

Aehnlich wie bei den erwähnten Höhlchen verhält es sich auch mit den größeren Höhlen; wie z. B. die Hieckelshöhle in den Hieckelsschluchten (8 m hoch, 14 m tief, 45 m breit), sowie der Diebskeller (35 m tief, 17 m breit) im „Quirl“felsen. Solche Höhlen der sächsischen Schweiz durchdringen mitunter, (z. B. in den Tyssaer Wänden), die ganze Dicke von Felswänden und bilden alsdann Thore. Diese können aber auch entstehen, wenn einfache Klüfte sich oben zusammenneigen (Dianenhöhle bei der Walthersdorfer Mühle); ebenso wenn enge Schluchten, wie der Uttewalder Grund, durch herabgefallene Felsblöcke überdeckt sind. Endlich können Thorbildungen noch dadurch entstanden sein, daß sich, gleich dem „Diebskeller“ am Bärenstein, oder dem „Kuhstall am Pfaffenstein,“ Felsblöcke abgetrennt und an eine gegenüberliegende Wand angelehnt haben.

Häufig finden wir in der sächsischen Schweiz Gelegenheit, Felsüberhänge zu bewundern, oder an diesen nicht ohne die Befürchtung vorbeizugehen, es könne gerade die Zeit unserer Wanderung mit dem Augenblicke zusammenfallen, in welchem der überhängende Block herabstürzt. Solche Ueberhänge und deren endliches Abstürzen rühren zumeist davon her, daß eine leichter auflösliche Schicht darunter liegt, welche den überliegenden Block zum Weichen bringt. Selbst Bergstürze von mehr als 100 Kubikmetern kommen vor und sind zumeist auf jene Ungleichheit der Härte zurückzuführen.

Nicht minder schön gestalten sich die häufigeren Terrassenbildungen, wie wir sie an den Schrammsteinen bei Schandau, an den Felswänden beim Prebischthor, am Teichstein 2c. vorfinden. Auch hier ist die Ursache eine ähnliche, indem die größere Weichheit der oberen Bänke diese abzehrt und die härteren unteren ein Stück hervortreten läßt.

In vielen Schluchten machen uns isoliert stehende, wilde und seltsam geformte Felspartieen staunen. Dies rührt zumeist von der Verbindung von Nebenschluchten mit einer Hauptschlucht her, in welche jene senkrecht einmünden. Am hinteren Ende verbinden sich diese Nebenschluchten häufig und Wasserspülung nebst Verwitterung lassen so einen isolierten Felskomplex entstehen, der mit der Zeit immer kleiner und selbständiger als ein für sich bestehendes Ganzes hervortritt. Reich daran sind die Felsbildungen des Papst- und Pfaffensteines, die südlich der Schweizermühle, der Tyssaer Wände mit den wunderlichsten Formen als Kegel, Kapellen, Säulen, Tiergestalten 2c. Besonders erwähnenswert sind: die sogenannte „Barbarine" am Pfaffenstein, in Richtung nach Gorisch, wie auch die Felsformen im Bila'er Grunde.

Aber wir wollen nicht bloß starre Felsbildungen sehen. Das Eintönige derselben wird uns leicht unheimlich und bedrückend. Erst durch den Gegensatz gewinnt das Tote mehr Leben. Und einen solchen Gegensatz bilden die Gewässer.

Diese mögen einst in Urzeiten gewaltig gewogt und gebraust haben, und Formen geschaffen, die uns lange bewundernd schauen lassen. Wer freilich jetzt das Gebiet der sächsischen Schweiz bereist, kann sich — namentlich im trocknen Sommer — kaum einen Begriff machen von dem Walten des nassen Elementes. Wie erwähnt, ist besonders die rechte Elbuferseite im Sommer dürr. Anders schon gestalten sich die Verhältnisse, wenn man die Thäler und Schluchten nach der Schneeschmelze oder nach heftigen Regengüssen betrachtet. Dann tobt und wütet es tief unten! Dann treiben Baumstämme und selbst abgelöste Quaderblöcke in der Flut, also, daß wir angenähert uns denken können: Wie erst muß es in den Urzeiten gewüstet und getobt haben!

Durch dieses Extrem zwischen Mangel und Uebermaß unterscheidet sich die sächsische Schweiz von den meisten Mittelgebirgen Deutschlands. Wohl kommt diese Erscheinung auch in heißen Zonen vor. Hier aber wird sie durch das Klima bedingt, während sie in der sächsischen Schweiz auf der Art der Gesteins-Lagerung und -Beschaffenheit beruht.

Das Hauptgewässer bildet der Elbstrom, welcher von Tetschen bis Herrnskretschen eine nördliche Richtung einnimmt, von da an aber bis Pirna in Windungen von Westnordwest bis Nordwest verläuft.

Die übrigen Gewässer, Flüsse und Bäche, fließen der Elbe zu, ziemlich geraden Weges, so daß ihre Benutzung zur Holzflößerei erleichtert wird, während die Industrie wegen der schweren Zugänglichkeit der oberen Partieen die Gewässer meist nur an deren Ausmündung benutzen kann.

Auch der Bau der sächsischen Schweiz als Tafelgebilde unterscheidet dieselbe von den übrigen Gebirgen, die sich teils durch Kammformen, teils durch einander gleichlaufende Ketten, meist lang gestreckt, kennzeichnen.

Wie schon angedeutet, bestehen die Hölzer der zur größeren Hälfte bewaldeten sächsischen Schweiz in engeren Gründen zumeist aus Fichten; auf ärmerem Sande vorwiegend aus Kiefern. Auf etlichen Basaltgipfeln kommt Laubholz vor.

Kenner der Forstwirtschaft werden die vortreffliche Forstverwaltung loben. Ueber den der sächsischen Schweiz eigenen Waldcharakter und dessen Reiz werden wir näheres bei Betrachtung eines unserer Bilder erfahren.

Bezüglich der volkswirtschaftlichen Benutzung des ganzen Gebietes, die bei den einzelnen Orten spezieller aufgeführt werden wird, sei hier nur im allgemeinen erwähnt, daß sich der Ackerbau mehr im unteren Teile der sächsischen Schweiz als lohnend erweist, am meisten auf den „Ebenheiten“ (Plateau's). Einen Haupternährungszweig bilden die Steinbrüche mit den damit zusammenhängenden Gesteinsbearbeitungen für Bauten und Bildhauerei. Die sich hiermit beschäftigen, wohnen zumeist in den Dörfchen hart am Strome.

Ein weiteres und zwar sehr wesentliches Existenzmittel erwächst aus dem enorm großen Fremdenverkehr, in dessen Gefolge zahlreiche Gasthäuser stehen, von den sauberen einfachen Schänken der wilden Gründe an bis zu den feinsten Hotels der Städte und etlicher Höhen. Die Fremden machen das Gebirge belebt. Sonst ist es wenig bewohnt; fast gar nicht in der großen Waldstrecke zwischen Königstein und dem Schneeberg. Die Hauptwohnstätten sind die Städte und Dörfer im Elbthale. Beide Arten von Ortschaften sind im ganzen Elbgebiete durch vortreffliche Fahrstraßen und Fußwege verbunden. Die Hauptverkehrsstraße bleibt aber immer die Elbe. Sie verbindet Oesterreich mit Sachsen und dieses mit Norddeutschland. Bis an das Meer gelangen große Mengen von Flößholz, und zahlreiche Kähne führen zur Seite der konkurrierenden Elbthal-Eisenbahn Obst, Holz, Steine 2c. in die Ferne.

In früheren Zeiten freilich ruhte die Schiffahrt fast gänzlich, sobald der Strom sehr kleine Wasserstände hatte. Gegenwärtig aber herrscht innerhalb des Königreiches Sachsen selbst bei außerordentlich niedrigem Wasser immer noch reger Verkehr. Die Dampfboote halten ihre Fahrzeiten inne, die Ketten- und Raddampf-Schlepper fungieren noch und die Elbkähne befördern, wenn auch in geringerem Maße, immerhin beträchtliche Lasten. Diese günstigen Stromverhältnisse sind lediglich der treuen Fürsorge des Staates zu verdanken, welcher mehrere Millionen von Thalern zur Regulierung der Elbe verwendet hat. Anderenteils rührt der günstige Erfolg sehr wesentlich von der Anwendung eines vorteilhaften Regulierungssystemes seiten der betreffenden Wasserbauingenieure her. Der Grundgedanke hierzu war, den Strom zu vermögen, daß er sich selbst ein tieferes Bett wühle und erhalte. Dies ist vollständig gelungen, nachdem man die veralteten unpraktischen Sporen- und Buhnen-Bauten entfernt und statt deren eine Einschränkung der sonst regellosen Breite mittelst Parallelwerken ausgeführt: gleichlaufende steinerne Dämme an beiden Ufern, unscheinbar im äußeren Aussehen, aber schwierig in ihrer Berechnung und Herstellung. —

Wenn wir eine durch Naturschönheit ausgezeichnete Gegend eine Zeit lang bewundert haben, so tritt leicht eine geistige Uebersättigung ein, dem Ausspruche Goethe's entsprechend: „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen“. Die Naturwissenschaft kann uns wohl längere Zeit unermüdlich erhalten, hat aber mit der Schönheit direkt nichts zu thun. Die Verlängerung des Reizes, den die Naturschönheit bietet, gewährt erst die Verbindung derselben mit geschichtlichen Erinnerungen. So haben wir einen viel größeren, anhaltenderen und harmonischeren Genuß, wenn uns ein Strom, eine wilde Schlucht, oder ein idyllisches Thal von Thaten der Vorzeit erzählen und die Blätter der Geschichte vor uns aufrollen. Und diese Geschichte der sächsischen Schweiz ist ebenso merkwürdig und wechselvoll als der geologische Werdegang derselben.

Bestimmtere Daten treten zwar erst im 12. Jahrhundert zu Tage, doch besitzen die über die Vorzeit aus gewissen Anhaltspunkten entstandenen Vermutungen der Spezialhistoriker der sächsischen Schweiz den Vorzug großer Wahrscheinlichkeit.

Hiernach waren die ersten Bewohner des Elbgaugebietes Heiden, die ihre Götzen in Hainen oder „Hagen“ verehrten. Vermutlich gehörten sie anfänglich, das ist im 1. Jahrhundert, zu den Hermunduren, welche jedoch entweder freiwillig fortzogen oder von dem slavischen Stamme der Sorben (Sorbenwenden) verdrängt wurden. Diese machten sich hier, wie überhaupt im nordöstlichen Deutschland zwischen Elbe und Saale, seßhaft, ließen sich am liebsten an Flüssen nieder und betrieben Ackerbau, Viehzucht und Fischerei, im sechsten Jahrhundert sogar Künste. Auch die Jagd ward lebhaft gepflegt. Während heute nur der stattliche Hirsch, sowie der ebenso gefühlvolle als schlaue Auerhahn erlegt wird, galt es einstmals, den Auerochsen, Renn- und Elentieren, Bären, Wölfen und Luchsen nachzustellen. Nach mannigfachen Waldrodungen und Entwässerungen bauten sich die Altvordern einzelne Hütten und Häuser, welche später zu

Dörfern und Städten wurden. Die Endungen ick, itz, in, owe ꝛc. von deren Namen deuten auf sorbischen Ursprung.

So zu stetigen Bewohnern geworden, teilten die Sorben ihr Land in Distrikte ein, welche späterhin den Namen Gaue erhielten. Ein nicht geringer Teil hiervon war der Gau Nisen oder Nisani, zu welchem anfänglich Orte gehörten, die wir heute Schandau, Wehlen, Rathen, Pirna ꝛc. nennen.

Neben der friedlichen Beschäftigung führten die Bewohner häufige Kriege gegen die Franken, bis Kaiser Heinrich I. sie um das Jahr 900 unterjochte und hierbei die sorbischen Vesten Sonnenstein, Lohmen, Wehlen und Rathen zu deutschen Burgen machte. Dem deutschen Kaiser Otto I. gelang es, bei den Sorben das Christentum einzuführen, was die Meißner Bischöfe Eido († 1015) und später Benno eifrig fortsetzten.

Das gebirgige Gebiet der Sorben ward später zum Markgrafentum Meißen geschlagen.

Zuvor geriet das Meißner Hochland (sächsische Schweiz) in den Besitz des Grafen Wiprecht von Groitzsch, der durch seine Vermählung mit der Tochter des Böhmenkönigs Wratislaw unter anderem auch den Gau Nisani als deren Mitgift erhielt. Der Graf pflegte mit Vorliebe diese Landschaft, errichtete Kirchen und Dörfer auf beiden Elbufern dieses böhmischen Lehens. Bald gediehen die Städte lebhaft, vor allen Pirna, welches von jeher ein Haupthandelsplatz gewesen war.

Schließlich wurden die Sorben immer vertrauter mit dem Deutschtum und den Deutschen, zumeist durch das gemeinsame Band des Christentums. Es folgte eine Reihe friedlicher Jahre, welche das Aufblühen der Kultur noch viel mehr gefördert haben würde, wenn nicht das Raubritterunwesen vom zwölften Jahrhundert an bis zu Ende des fünfzehnten alle besseren Keime unterdrückt hätte. Die Zahl der Raubburgen wuchs immer mehr. Das heute so friedliche Polenz, wie auch Hohnstein, Stolpen, Liebethal, Lohmen, Wehlen, Alt- und Neu-Rathen, Lilienstein (einst Ylgenstein), Wildenstein, gehörten alle dazu. Noch auch giebt es Ruinen derselben Burgarten, wie Hockstein, Schandau, Winterberg, Raubstein, Arnstein, die Raubschlösser der „hinteren sächsischen Schweiz“ ꝛc., ebenso drohten die alten Burgen Königstein, Sonnenstein, Dohna und die Warte bei Gottleuba den friedlichen Bürgern fortwährend. Die gefährlichsten Gegner waren rechts der Elbe namentlich die Berka von der Duba, links die Grafen von Dohna.

Endlich hatten die Friedliebenden das unaufhörliche Rauben und Placken satt. Die Bürger der Städte verbanden sich, übten das Waffenhandwerk und zerstörten eine große Menge der verrufenen Burgen. Manches nähere wird die Schilderung der einzelnen Teile bringen.

Wie aber in der Entstehung von Fels und Aue selten Ruhe herrschte, so auch in der Geschichte der sächsischen Schweiz.

Die durch das mannhafte Abwehren der streitbaren Bürger entstandene Ruhe ward wieder gestört durch die Kriegszüge der Hussiten, welch' letztere namentlich viel um Pirna verwüsteten. Auch der dreißigjährige Krieg schaffte viel Leiden. Durch das sächsische Herrscherhaus ward viel Hilfe zu Teil und manche Wunde geheilt. Im 17. Jahrhundert mehrte sich die Zahl der Häuser und Einwohner nicht wenig durch böhmische Protestanten, die ihr Heimatland verlassen mußten. —

Wenn heute das Gebiet der sächsischen Schweiz zu einem der blühendsten Sachsens geworden ist, so haben wir dies lediglich dem Schutze der sächsischen Regenten zu danken, vor allen aber der allezeit getreuen Fürsorge unseres allverehrten Königs Albert, unter dessen Regiment die Intelligenz und der unermüdliche Fleiß der Bewohner dieses schönen Gebietes sich frisch entwickelt haben und immer weiter entwickeln können.

II.

Die Reise.

Wer die „Sächsische Schweiz" noch nicht kennt, oder von neuem besuchen will, den bitte ich, sein Bündel zu schnüren, um unter meiner bescheidenen Führung die Reise anzutreten nach dem mit Recht vielbewunderten Stückchen Erde, so recht geschaffen, den Geist zu vergnügen und dessen Hülle empfinden zu lassen, wie erquickend die Ruhe nach gehabter Anstrengung ist. Ehe wir aber abreisen, nur noch ein Wort.

Zu Anfang habe ich gesagt, daß wir das Wichtigste der sächsischen Schweiz betrachten werden. Wer hierbei nur die Naturschönheit im Auge hat, wird manche andere ebenso wichtige Punkte vermissen und fragen, warum das und jenes nicht mitaufgenommen worden ist. Hierzu muß ich einesteils bemerken, daß unter dem Begriffe des Wichtigsten eine Verschmelzung von Schönheit, Geologie, Geschichte, Statistik und Volkswirtschaft, zu verstehen ist und nicht einseitig die Naturschönheit. Schon in Folge dessen fallen manche Objekte weg. Anderenteils ist selbstverständlich, daß bei der Ueberfülle von erwähnenswerten Punkten der sächsischen Schweiz eine bestimmte Grenze in der Ausdehnung und der Zahl der Abbildungen gezogen werden muß; hinsichtlich letzterer sind deren 20 gewählt worden. Wir machen die Reise nur im Geiste, folglich kann an das Werk nicht die Anforderung gestellt werden, daß dieses eine genaue Wegbeschreibung von Ort zu Ort für Touristen enthalte, noch gar Empfehlungen von Gasthäusern u. dgl. Wir haben die Freiheit zu reisen, wie wir wollen. Wenngleich hierbei immerhin ein Faden örtlichen Zusammenhanges gezogen worden ist, so binden wir uns doch nicht an Tagestouren und Nachtquartiere. Dazu sind die sogenannten „Reiseführer" da. Der Zweck des Werkes ist, den Kennern der sächsischen Schweiz, vornehmlich unserem allverehrten König Albert, angenehme Erinnerungen zu bieten, sowie denen, welchen das Gebiet noch fremd ist, Reiselust zu erwecken. Hierbei werde ich mich hüten, den Belehrer zu spielen. Unsere Stimmung soll eine richtige Reisestimmung sein, welche frisch und froh in die Welt schaut und auf die Menschen. —

Schon ertönt die Signalglocke zur Abreise. Darum nehmen wir Abschied von unseren Begleitern.

Wir fahren vom schönen Dresden aus auf einem nur uns befördernden Dampfboote stromaufwärts. Zwar würden wir auf den eisernen Schienen weit schneller an's Ziel gelangen; doch dann entgeht

uns so manches Schöne und Sehenswerte. Und wenn ich voraussetzen darf, daß unter den Mitreisenden, die ich zu leiten die Ehre habe, manch ein Nervöser sich befindet, so wird auch die behagliche, stoßfreie und sichere Bewegung des Dampfbootes ein Grund mehr sein, sich mittelbar dem Strome, unmittelbar dem großen „Fürst Bismarck“ anzuvertrauen, mit dem es sich immer gut fährt.

Wir haben uns gute Plätze gewählt und kommen mit unseren Nachbarn bald in's Gespräch; denn auf der Reise, zumal in die sächsische Schweiz, schwindet das Zeremoniell; wir geben uns weit eher, wie wir sind und werden anschlußfähiger.

Schon sind wir bei den stolzen Schlössern auf den Höhen des rechten Elbufers angelangt und nähern uns immer mehr den durch den Strom getrennten Dörfern Loschwitz und Blasewitz. Einen der Mitreisenden interessiert es lebhaft, in dem reizenden loschwitzer Villenmeer das Häuschen zu sehen, in welchem unser Schiller trotz allen Lärmens dort beschäftigter Waschweiber an seinem unsterblichen „Don Carlos“ gearbeitet hat. Blasewitz scheint ihm gleichgiltiger zu sein, wenigstens behauptet er, dieses Dorf würde ohne die Gustel in „Wallenstein“ kaum bekannt geworden sein. Das schöne Grün der Bäume und des Gestades von Loschwitz findet sein größtes Wohlgefallen, das aber bald in noch größeres Mißbehagen umschlägt, als er die kühne neue Brücke, welche beide Dörfer verbindet, näher betrachtete.

„Mehercule!“ ruft er aus; „das ist doch entsetzlich!? Dieser grellblaue Brückenanstrich neben dem schönen Grün der Ufer! — hat man denn keine Spur ästhetischen Geschmackes?“

Ein munterer Tertianer deklamiert lustig: „Grün und Blau geht dem Hanswurst seine Frau“ —, wird aber von seinem Vater ernst zurecht gewiesen, welcher erwidert:

„Der Anstrich stört allgemein. Indessen sind die Leute hier froh, eine Brücke erlangt zu haben, die nützlich und notwendig ist.“

„Jedenfalls“, versetzt ein Dritter, „ist die frühere reizende Idylle, an der sich — ich kann sagen: Millionen seit Schiller erfreut gehabt, gänzlich verloren gegangen, mit ihr die kostbare ländliche Ruhe.“

Sogar ein dabeistehender loschwitzer Herr bestätigt dies, hinzusetzend, daß aus diesem Grunde und wegen des dröhnenden Rumpelns der schweren Wagen auf der Brücke mehrere Villenbesitzer verkaufen und sich anderswo niederlassen wollten.

Doch die weitere Reise zerstreut bald das allgemeine Mißbehagen, Bedauern oder Entsetzen je nach dem Grade der Nervosität. Zu unserer Rechten breitet sich das Elbthal weithin flach aus. Der Strom zieht sich auf eine längere Strecke am rechten Ufer — links der Fahrrichtung — hin und dieses betrachten wir mit immer größerem Behagen. Das reizend gelegene Wachwitz, Nieder-Poyritz mit seinem köstlichen „Helfenberger Grund“ erfreut unser Auge. Wie gern möchten wir das idyllische Hosterwitz mit seinem wilden „Keppgrunde“ näher betrachten! Wie sehr verlangt uns in der Nähe des königlichen Schlosses Pillnitz auszusteigen, um von da durch den wonnigen „Friedrichsgrund“ nach der Meixmühle zu wandern und zuletzt droben auf dem von hier aus mühelos zu ersteigenden Porsberge von der Aussicht zu kosten, die uns das Ziel unserer Reise deutlich vor Augen führt. Doch wir müssen uns mit dem Wunsche begnügen und unsere Kräfte sammeln für das Gebirge.

Von Pillnitz aus ist das Stromgelände zu beiden Seiten flach, doch nicht reizlos. Nur noch dreiviertelstündiges Fahren und vor uns schauen wir bereits die Pforte zur sächsischen Schweiz, das ist die am linken Stromufer gelegene

Stadt Pirna.*)

Um einen guten Ueberblick auf die Landschaft zu erhalten, begeben wir uns über die neue Elbbrücke nach dem gegenüberliegenden viel besuchten Dorfe Copitz. „Von dort,“ erkläre ich der Gesellschaft, „können wir Pirna am besten übersehen.“

---

*) Bild No. 1.

Ein munterer, necklustiger Reisegefährte aus Berlin ruft mir zu:

„Thun Sie sich man keenen Zwang an und sagen Sie jetrost uff Sächsisch: Berne."

„Kann ich auch mit jutem Jewissen thun, jeehrter Herr aus Bäalin," antworte ich ihm, „denn das heutige Pirna führt in alten Urkunden thatsächlich den Namen Perne oder Berne. Sonach ist dieser Name kein verstümmelter, sondern hat sich nur erhalten aus alten Zeiten."

„Soso! — na denn is dat wat Anderes!", ruft der Berliner und folgt beruhigt der Reisegesellschaft nach, welche verlangt, über die Stadt und Umgebung näheres zu hören.

Wie malerisch liegt sie vor uns! so anziehend, daß manch ein Künstler sie im Bilde dargestellt hat. Ein Bernardo Belotto, genannt Canaletto, hat die Stadt sogar zehnmal gemalt um ihrer Reize willen, die sich uns ringsum zeigen. Die stattliche Stadtkirche, in gotischem Stile gebaut, steht vor uns da wie ein sorglicher Hirt mitten unter seinen Schutzbefohlenen. Daneben auf der Höhe thront das stolze Schloß Sonnenstein. Ihre jetzige Benutzung als Irrenanstalt ist das einzige, was den Reiz der Landschaft trüben könnte. Sonst aber zeigen sich uns überall freundliche Bilder. Während wir im fernsten Hintergrunde die Ausläufer des ernsten Erzgebirges erschauen, lachen uns aus nächster Umgebung Wohlstand und Wohlbehagen an, spüren wir das gesunde milde Klima auch an den aus üppigem Grün verlockend hervorlugenden Früchten. Hier lacht Alles. Der Wein lacht, die Aprikose und Pfirsiche lacht und die Wallnüsse, Kirschen, Aepfel, Birnen, Pflaumen u. A. m. rufen uns mit jenen fröhlich zu: „Nehmt uns ab, tragt uns in die Kähne und fahret uns auf dem sanft gleitenden Strom hinab. Wir möchten so gern das schöne Dresden sehen und dessen schöne Käuferinnen!"

Von welchem der vielen Aussichtspunkte ringsumher wir auch herabschauen, überall zeigt sich ein neuer Reiz, ein andres Bild des Friedens, der Schönheit und des Segens der Natur. Und nehmen wir noch die Intelligenz der heutigen Bewohner, gegen 14000 an Zahl, hinzu, so kann es uns nicht wundern, wenn wir überall zugleich dem mannigfachsten Gewerbebetriebe begegnen. Nur die wichtigsten will ich nennen, als da sind: Sandsteinbrüche, Steinmetzerei und Steinsägerei, Mühlsteinfabrik, Glas-, Cigarren- und Maschinenfabriken; Mühlenbau, schneidige Dampfsägewerke, Möbeltischlerei, Imprägnieranstalt, Fabriken emaillierter Geschirre; solche für Thonwaaren, Oefen, Ziegeleien; mechanische Weberei, Zellulosefabrik, Buch- und Steindruckerei; auch die Schiffahrt blüht. Selbst ätherische Oele und Essenzen werden hier fabriziert. Bald hätt' ich vergessen, was wichtig ist: Liqueurfabrik (Haftmann!), Malzfabrik und Bierbrauereien.

„Haltet ein!" ruft mir hier ein Reisegefährte zu. „Ihr macht uns den größten Appetit, und wir stehen hier in der Sonnenhitze und dursten gewaltig."

Ich lasse mich aber nicht stören und fahre mit dem fort, was Pirna noch weiter besitzt.

Mit der Bedeutung Pirna's, verehrte Reisegefährten, hängt natürlich eine nicht geringe Zahl von Behörden und Anstalten jeglicher Art zusammen. Sie heißen Amtshauptmannschaft, Amtsgericht, Postamt, in stattlichem Gebäude, Eisenbahnstation nebst Ingenieurbureau, Dampfschiffstation, mehrere Steuerbehörden, Straßen- und Wasserbauinspektion. —

„Das kann uns doch nicht interessieren!" ruft Einer. — Warum nicht? Wenn uns die Elbe so viel Vergnügen bereitet, ist sie auch wert, sie vom technischen Standpunkte aus zu betrachten, wie ich es im Eingange zum teil gethan. Wie ich dort angedeutet, würden wir jetzt bei dem kleinen Wasserstande nicht auf dem Strome fahren können, wenn dieser durch die Wassermänner nicht so ausgezeichnet und richtig behandelt worden wäre. Und das ist eine schwierige Arbeit. Die Elbe erfordert sorgfältigster Aufsicht. Außerdem war es ein Vertreter der Pirna'schen Wasserbauinspektion, der die stattliche, ganz in die Gegend passende Strombrücke gebaut hat. — Die Nähe der Forsten erfordert auch ein Forstrentamt. Ferner sind zu erwähnen die Landes- und Privatheil- und Pflegeanstalten für Irrsinnige; eine meteorologische Station, Arbeitsanstalten, Garnison's- und Kirchenbauten und Schulen aller Art, als da sind: Schullehrerseminar, Realschule mit Progymnasium, Handelsschule, Schifferschule, Strohflechtschule, Schnitzschule. Wer sparen will, findet eine Landes- und eine städtische Sparkasse. Kranken, Alten und Verlassenen dienen ein Stadtkrankenhaus,

Altershospital und Waisenhaus. Für Heiratslustige ist ein Standesamt vorhanden, und eine Gasanstalt sorgt für gute Beleuchtung, sobald spät ankommende, bedürftige Reisende die vortreffliche „Herberge zur Heimat“ aufsuchen. Ich betone gerade diese und nicht die reiche Auswahl guter Hotels oder Gasthöfe, weil die durch ganz Deutschland verbreiteten „Herbergen zur Heimat“ ein mächtiger Hebel zu sittlicher Stärkung sind. Habe selbst bemerkt, wie manch einem heruntergekommenen Manne in solchen Herbergen die grundlegende Sehnsucht angekommen ist: „Ach wäre ich doch ein anderer Mensch!“. Habe an mir selbst und an anderen aus sogenannten „besseren“ (!) Ständen, erfahren, wie leicht man im Gegensatze hierzu zu denken geneigt ist: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie jener Zöllner.“

Darum Hut ab vor allen Orten, welche in selbstloser Weise „Herbergen zur Heimat“ pflegen! Darum auch Hut ab vor Pirna, nicht bloß wegen dessen Intelligenz! —

Ich freue mich nicht wenig, von manch einem Mitreisenden dessen Zustimmung zu hören, auch die Ansicht, daß ein Gesamtbild — das ich hier freilich nur in Bezug auf das Wichtigste geben kann — von dem Leben und Treiben einer Stadt mehr ist als statistisches Material. —

Das ist die Pforte zur sächsischen Schweiz, das heutige Pirna mit seiner Intelligenz und heiteren Naturschönheit.

Früher freilich war vieles anders. Auch dieser Stadt kann man zurufen: „Hast manchen Sturm erlebt.“

Bezüglich der ältesten Geschichte, die noch sehr im Dunkeln ruht, nimmt man an, daß in der vorchristlichen Zeit auch hier Germanen gewesen, während später, etwa im 6. Jahrhundert, der Ort von sorbischen Fischern in Besitz genommen worden ist. Auch hier erfolgte seitens Heinrich I. im zehnten Jahrhundert die Erwerbung des Ortes und gewaltsame Einführung des Christentums, zu welcher Zeit — wie so manche andere Vesten — ebenso die Burg des Sonnensteins entstanden sein mag. Der Ort selbst führte (nach E. Künzel) alten Urkunden zufolge abwechselnd die Namen: Pirnowe, Pirnaw, Pirnis, Pierna, Perne, Berne, Pirne, Pyrna, Pyrn und Pirn. Hiernach leiten nun einige den Namen aus dem Slavischen ab, indem er „Sonnenstadt,“ auch „Sonnenthal“ heiße, zu Ehren des sorbischen Sonnengottes Pirun. Andere (wie Melzer) finden in der tschechischen Sprache den Ursprung, wonach Bernê oder Berna Steuer- oder Zollstätte bedeutet. Wieder andere lassen den Ortsnamen germanischen Ursprungs sein und leiten ihn von Berne, d. i. „Brand“ ab; ein Name, der in Deutschland öfters vorkommt. Sicher ist, daß der Ort unter Heinrich dem schon erwähnten Gaue Nisani angehörte. Erst im 13. Jahrhundert lichtet sich das geschichtliche Dunkel mehr und mehr. Im Jahre 1269 heißt Pirna zuerst urkundlich Stadt. Für diese und die Burg war damals der Böhmenkönig Besitzer, wenngleich der Bischof von Meißen als Oberlehnsherr galt. 1249 scheint die Stadt an den Markgrafen Heinrich von Meißen gefallen zu sein.

Schon früher muß Pirna als etwas wertvolles gegolten haben, denn es ward oft verpfändet wie ein Schmuck im Leihhause. Der deutsche König Albrecht I. genehmigte anno 1298, daß der Böhmenkönig Wenzel Pirna dem Bistume Meißen abkaufe. Von da an bis zum 15. Jahrhundert gehörte die Stadt zur Krone Böhmen und blühte empor. 1336 verpfändete der Böhmenkönig Johann Stadt und Burg an den Kurfürsten Rudolf I. von Sachsen. Johanns Nachfolger Karl IV. löste beides zwar wieder ein, begünstigte und besuchte die Stadt sehr oft, doch ward sie darauf immer wieder verpfändet und immer wieder von neuem eingelöst, bis sie endlich durch Heirat in den Besitz des Herzogs „Albrecht der Beherzte“ von Sachsen kam und schließlich auch dem Hause Wettin verblieb.

Auch hier hausten die Hussiten. Stadt und Burg widerstanden zwar, doch konnten sie die Verwüstung der Umgegend nicht verhindern. Ebenso hatte die Stadt im dreißigjährigen Kriege, wie auch unter dem Schwedenkönige Karl XII. viel zu leiden; durch letzteren, der auf gute Mannszucht hielt, nur durch — allerdings große Kontributionen. Im siebenjährigen Kriege nahm Friedrich II. Stadt und Burg auf längere Zeit in Besitz. Erst als ein österreichisches Korps im Herbste des Jahres 1758 beide bombardierte, wichen die Preußen, freilich um im November die Oesterreicher wieder zu vertreiben und die Veste Sonnenstein zu demolieren. Von da an wurden deren Eigenschaften als Festung aufgegeben und die ausgebesserten Gebäude anno 1811 als Heilanstalt für Irrsinnige eingerichtet. Napoleon I. dagegen ließ den Platz von

neuem befestigen, nachdem er — nach seinem Ausspruch — „die Narren" roh vertrieben. Zwar ward später die Heilanstalt wieder hergestellt; zwar erschien nach 1815 der Friede gesichert, doch blieb die Stadt noch lange Zeit erschöpft. Dank der unermüdlichen Fürsorge der Wettiner blühte sie danach wieder auf, ward 1848 durch Eisenbahn mit Dresden verbunden, nach drei Jahren mit Bodenbach und 1875 nach Nordosten mit der Lausitz, sowie 1880 mit Berggießhübel im Süden. Wie groß diese Fürsorge war und wie schnell das Erholen, zeigt schon das Wachstum der Einwohnerzahl von ca. 4000 (1815) bis ca. 14000.

Ich könnte meinen verehrten Reisegefährten noch manches von Pirna erzählen, das sich dereinst wirklich ereignet hat, wie z. B. daß ein pirnaischer Sattler einen Sattel erfunden, auf dem er — ohne Pferd — durch die Luft zur Kirche geritten; oder daß ein seit 70 Jahren verdorrter Rosenzweig an der Kirchenwand anno 1634 bei jedem Gottesdienste schöne weiße Rosen getragen; oder die traurige Geschichte vom Bäckermädchen zu Pirna, vom Wagen ohne Pferde, von der Turmpflegerstochter und dem Pesthändler bei Pirna u. a. m. — Doch merke ich an der Ungeduld der Reisegesellschaft, daß diese gern weiterfahren möchte. Darum schließen wir die Unterhaltung über Pirna und begeben uns, nach einem nochmaligen Blick auf die freundliche Stadt, wieder zurück auf unseren Dampfer, der uns, wie alle Dampfboote der sächsischen Elbe, durch Trank und Speise guter Art stärkt zu bevorstehenden Anstrengungen.

Die Schiffsglocke ertönt, wir erwidern das freundliche Tücherschwenken der munteren Pirnenser; die Schaufeln rauschen im Wasser und erzeugen darin Phalanxfurchen, welche an den wohlgepflegten Ufern schaumspritzende Wellen erzeugen. —

Von nun an bleibt das Thal eng geschlossen; zu beiden Seiten des Stromes ist nur wenig ebene Fläche, dann beginnen steile Berge und Felsen. Es würde uns lieber sein, wenn wir die letzteren ursprünglich sähen; die häufigen Steinbrüche mit ihren Rutschen beeinträchtigen die Romantik. Doch sind sie notwendig und wir fügen uns darein, wenngleich uns die Thatsache nicht recht wohlgefällt, daß das in Folge der Brüche an deren Fuße angesammelte Sandgerölle bei großem Wasserstande bis nach Hamburg geführt wird und hier die Schiffahrt ungemein erschwert.

Nach etwa dreiviertelstündiger angenehmer Fahrt hält unser Dampfboot zunächst am linken Ufer, um einen günstigen Anblick zu geben von dem jenseits gelegenen Städtchen

Wehlen.*)

„Wylin" hieß es in grauer Vorzeit. „Wehlstädtel" nennt man es jetzt. Aber diese Verkleinerungsform hat nichts Verletzendes, viel eher etwas Trauliches. Die 1518 Einwohner halten ihre Stätte, die eine alte Geschichte hinter sich hat, schmuck und sauber, und wenn auch die Schifferschule, das Postamt, das Standesamt, die Sparkasse u. a. m. keine Paläste, sondern nur klein sind, um so größer ist der Gewerbebetrieb der Steinbrüche, Ziegeleien und der Schiffahrt.

Alt ist die Geschichte Wehlens und seiner dereinst umfangreichen Burg, deren Ueberreste von unserem Standpunkte aus über der „Elbterrasse" zu sehen sind. Schon im Jahre 1221 ist die Burg von Heinrich dem Erlauchten gerühmt worden. Sonst böhmisches Lehen ward Wehlen, das bereits im 15. Jahrhundert Stadtrecht hatte, anno 1404 verpfändet. Seit dieser Zeit hat der Besitz fortwährend gewechselt. Die von Köckeritz hatten Stadt und Burg inne. 1451 erwarb sie Nickel von Polenczk; 1464 Hans von Clumme; dann wieder ein Köckeritz; ferner die Familie von Starschedel und Georg nebst Wilhelm von Schönburg. Erst von 1543 an blieb beides im unmittelbaren Besitze der Kurfürsten von Sachsen, unter denen Wehlen sich erholte und kräftigte.

Vergleicht man die alten auch in der Einleitung berührten rauhen Zeiten der Stadt mit der Gegenwart, wie anders ist der Eindruck, den sie auf uns macht. Saubere Häuser und schmucke Gasthöfe

*) Bild No. 2.

umgeben die ernste, anno 1884 einfach im gotischen Stile erbaute Kirche, ein Muster für manche Architekten, die es nicht lassen können, ihren Kirchenprojekten allerlei Firlefanz und Ueberladung von Ornamenten anzuhängen.

Ein kleiner Dampfer sorgt für die direkte Verbindung der Stadt mit der gegenüberliegenden Eisenbahnstation Pötschau. Schöne Punkte der Umgebung sind vom dortigen Gebirgsverein in dankenswerter Weise aufgeschlossen, die älteren noch besser zugänglich gemacht worden. Auch der alten Burg hat sich genannter Verein angenommen. Der dem Umsturze nahe Teil der Ruinen ist abgetragen, an ihrer Stelle ein schöner Aussichtsplatz hergestellt worden.

Doch wir wollen noch mehr sehen, in den Uttewalder Grund dringen. Unser Standpunkt zeigt rechts der Kirche einen tiefen Grund, den Wehlener Grund. Schon dieser wird uns einen Vorgeschmack von den dahinterliegenden Naturreizen bieten. Wir verlassen nun unseren Träger „Fürst Bismark", rufen ihm ein gesundes Wiedersehen zu und wandern durch das schon betrachtete Städtchen in den Wehlener Grund. Ein munterer murmelnder Bach, an dessen Ufern bald große Bäume, bald starre, mit schwefelgelbem Moose bedeckte Felsen prangen, führt uns bis zu einer wohlgepflegten Straße, von dieser aus tiefer in den Wald hinein. Von hier wollen wir unsere Wanderung fortsetzen bis zum

Fellenthor im Uttewalder Grund.*)

Ehe wir dorthin gelangen, haben wir auf schmalem Fußpfad einen der wildesten Gründe zu durchwandern. Das Auge erblickt fast nur starre Felsgebilde in Form von zusammengehäuften Riesenblöcken oder senkrechten zu schmalen Gassen gestalteten Wänden. Manche von diesen sind so eng aneinander gerückt, daß das ganze Jahr über nicht ein Strahl Sonne hineinblickt. Und dennoch ist das wilde Gestein nicht ohne Schmuck. Farrenkräuter und Moose in verschiedentlichen Farben wuchern auf ihm und lassen in uns die stille Frage entstehen: Sollte nicht auch in einer starren Menschenbrust noch etwas besserer Boden vorhanden sein, aus welchem hoffnungerweckendes Grün sproßt?

Wirre Massen begegnen uns, deren Formen zu den Namen „Steinernes Haus", „Teufelsküche", „Steinerner Sarg" 2c. geführt haben. Nur einmal inzwischen macht die „Rainwiese" die Schlucht ein wenig weiter. Dann gelangen wir nach kurzer Wanderung wieder in tiefe Wildnis. Gewaltige Felsen rücken aneinander, bis wir endlich ein Thor vor uns sehen, das nur durch eine kleine Oeffnung das Weiterschreiten zuläßt.

Von den schon besprochenen vier Entstehungsarten von Thoren der sächsischen Schweiz haben wir hier am Felsenthore des Uttewalder Grundes ein solches vor uns, das durch große Blöcke gebildet ist, von oben hinabgestürzt in eine enge Schlucht. Ueberall herrscht Totenstille; wir fühlen uns verlassen und einsam und können uns wohl vorstellen, daß ein nach völliger Weltabgeschiedenheit sich Sehnender hier den geeignetsten Platz findet. Auch diese starre Wildheit erzählt alte Geschichten. Könnten die Felsen sprechen, sie würden sagen von dem ehrenfesten Ritter Utto von Greifenstein, der im 13. Jahrhundert unweit Lohmen angesessen war. Unruhvoll in seiner Seele, zog er kreuztragend in das gelobte Land zum Kampfe gegen die Ungläubigen. Die aber bändigten ihn und ließen ihn an siebzehn Jahre in Gefangenschaft schmachten. Sein seldschuckischer Herr gab ihm die Freiheit, nachdem der Ritter den Emir aus Lebensgefahr gerettet. In's Vaterland zurückgekehrt, fand er all sein Hab und Gut geraubt durch einen Mächtigen. Und sie, die einzig über sein Herz gebot, war nicht mehr; ingleichen keines der Seinigen. Da beschloß er wehmütig, den Rest seines Lebens dem Herrn zu weihen. Hier in dieser wilden Einöde baute er sich eine Hütte und ward als der fromme Einsiedler Utto†) wie ein Heiliger verehrt. Als er zu sterben

*) Bild No. 3.
†) Alte Form für Otto. Daher auch Uttmann = Ottomann.

ging, schied er gern von dieser treulosen Welt. Die ihn verehrt, legten ihn in einen Sarg und trugen diesen in die Nähe der Stelle, die man heut zu Tage das „steinerne Haus“ nennt. Dort in der Nähe erblickt man jetzt noch einen gewaltig großen, sargähnlichen Stein. In diesem ruht des schwergeprüften Ritters Sarg, der durch unaufhörliche Arbeit der Natur im Laufe von sechs Jahrhunderten mit Sand und Gestein umgeben ist, welches des Sarges Formen beibehalten hat. Noch lange sprachen, die zu dem Einsiedler um Trostes willen gekommen, von Utto's Waldgrund, von den Nachkommen verstümmelt zu „Uttewalder Grund.“

Doch uns verlangt, das Schauerliche der dumpfen Tiefe zu verlassen. Eine freie Bergeshöhe soll unsere Seele, reine Aetherluft den Körper frisch und froh stimmen. Zwar geht es, ehe wir nach oben kommen, noch durch manche wilde Schlucht; zwar finden wir, wenn wir einen Umweg machen, im „Amselgrund“ mit dessen Amselfall auch wilde Stellen vor, doch wird das Gepräge der Landschaft durch den schönen wohlgepflegten Forst ein milderes.

Der Wasserfall, der sich über die Amselhöhle ergießt, indem er diese verdeckt, ist klein. Besitzt das Bächlein zufällig einmal Wasser und strömt dieses breit herab, dann ist der Anblick schön. Die Amselhöhle ist geologisch dem Felsenthor im Uttewalder Grunde ähnlich entstanden. Auch zeigt der Amselgrund die charakteristische Eigenschaft der sächsischen Schweiz, daß der untere Anfang steil, das obere Ende flach verläuft. —

Nun aber gilt es rüstig zu steigen. Es geht gar steil hinauf und wer dies nicht bemerken sollte, dem sagt's des Fremdenführers, bei jedem Aufstieg angewandtes eintöniges Wort: „Jetzt fängt das Steigen an!“

Mancher — ich will hochdeutsch anständig sprechen — „Transpirier“-Tropfen rinnt von der Stirn; manch heftiger Schlag der raschen Lunge bestätigt des Fremdenführers Wort, und hier und da entsteht in uns das stille Sehnen: Sind wir denn noch nicht bald oben?

Doch endlich — da zeigen sich einige Schuppen, dann ein nettes Gasthaus! wir eilen vorüber, schreiten trotz der Ermüdung schnell durch die gastlichen Anlagen hindurch und betreten mit einem Hurra

Die Baltei,*)

denn vor uns liegt bis zu weiter Ferne ein großes Stück des gesegneten Sachsenlandes.

Anfänglich macht uns der Anblick des wonnigen Elbgaues stumm. Wir wissen nicht, wohin wir zuerst sehen sollen, ob in das idyllische Stromthal, ob auf die wilden Klüfte neben uns, ob auf die nahen und fernen stolzen Berge, oder auf die wunderliche, basteiähnliche Felsplatte, auf der wir stehen. Wir halten uns an dem Eisengeländer fest, denn die schwindelnde Höhe macht auch den Beherztesten zaghaft. Endlich löst sich die Zunge und ich höre von meinen verehrten Begleitern Fragen auf Fragen, so viele, daß in der Antwort ein Wirrwarr entsteht, denn jeder schaut nach einer anderen Richtung hinaus. Gestattet mir, daß ich in geordneter Weise einen Generalüberblick biete, also, daß jedem Frager sein Recht geschieht.

Wir stehen auf einem Felsen, dessen Platte nur 305 m über dem Meeresspiegel liegt und 200 m über der Elbe. Darum ist die Aussicht weniger eine weite, als vielmehr eine mannigfache. Um zunächst die Himmelsrichtungen anzugeben, zeige ich hier auf die Festung Königstein am linken Elbufer. Links davon, rechtsufrig, steht der steile dunkle Lilienstein. Zwischen beiden, und zwar über die hier nicht sichtbare Stadt Königstein hinweg, ist angenähert die Richtung nach Süden.

Die Festung Königstein, gegenwärtig amtlich „Sperrfort“ genannt, erkennt man sogleich, darum wir sie mit links und rechts als Ausgangspunkt in der Erklärung des Panoramas wählen wollen.

*) Bild No. 4.

Links vom Königstein präsentiert sich der Lilienstein, den wir noch majestätischer sehen werden, wenn wir ein Stück von der Stadt Königstein stromauf gewandert sind. Rechts dahinter vom Lilienstein lugt der böhmische Schneeberg hervor. Ganz links vom Lilienstein liegt Hohnstein, das wir noch kennen lernen werden; dann der Gammerich, in weiter Ferne die steile Kuppe der Lausche im schönen Lausitzer Gebirge; ebenso der ernste, dunkle Tannenberg in Böhmen. Darauf folgen der kleine und der große Winterberg der sächsischen Schweiz, daneben der basaltische, kegelförmige Rosenberg in Böhmen; vor diesem die Kaiserkrone nebst dem Zirkelstein. Mehr nach rechts die Kuppelberge, die Zschirnsteine, in deren Nähe wir noch kommen werden. Wenden wir uns rechts vom Lilienstein, so fällt zunächst der Pfaffenstein in's Auge, darauf der Quirl, welchen der Königstein zum Teil bedeckt. Rechts von diesem erheben sich die Rauensteine, dahinter der Geising; sodann die beiden Bärensteine; zwischen diesen der Spitzberg bei Cotta, weit hinten der Lugberg.

Dies das Hervorragendste. Von den zahlreichen Ortschaften in der Nähe will ich nur nennen: vor uns stromauf an der Elbe das Dorf Rathen mit Ruinen einer Burg, welche schon anno 1261 als Herrschaftssitz genannt wird; sowie Wehlen.

Manche andere Berge und Ortschaften untergeordneter Art sind noch zu sehen. Ich verweise hinsichtlich ihrer auf Taschenbuch-Führer. Aber in unserer Nähe fesselt uns noch ein Gegenstand, eine kühn geschwungene Brücke (Basteibrücke) in schwindelnder Höhe über den schroffen Felsgebilden der Martertelle. Die Brücke, vor circa 42 Jahren erbaut, gewährt mit dem wilden Felsgewirre einen prächtigen Anblick.

Doch ich bemerke soeben, daß eine große Zahl unserer Mitreisenden sich bereits in das Basteirestaurant begeben hat. Gehen wir mit und stärken wir uns dort; wir sind darin gut aufgehoben.

Mehrere Führer bieten sich uns an. Einer der Reisegefährten fragt einen solchen, ob der Abstieg am besten nach Rathen oder zurück nach Wehlen erfolgen werde. Der Führer antwortet:

„Ich würde Rathen raten, denn wenn Sie Wehlen wählen, so müssen Sie über Pötsche patschen."

Gut! so wählen wir die Richtung über Rathen und fahren mit dem Dampfboot bis zur Stadt Königstein.

Ehe wir diese betreten, wollen wir es uns nicht verdrießen lassen, am linken Ufer eine nicht allzulange Strecke von 20 bis 30 Minuten stromauf zu wandern, denn von hier aus erscheint uns am majestätischsten

Der Lilienstein.*)

Wir haben den mächtigen Felsberg schon mehrmals erblickt, aber als lang ausgestreckt. Doch von hier aus tritt er weit erhabener über dem nahen Strome hervor. Steilauf steigen kahle Felsenmassen, später mit Wald bedeckt, über dem der Lilienstein mit fast senkrechten schroffen Felswänden hervorschaut. Wenn wir deren Wildheit betrachten, will uns der Name „Lilienstein" nicht recht dazu passen. Er scheint eine Verstümmelung aus Verstümmelungen zu sein. Denn in älteren Handschriften wird der Fels „Lilgenstein" genannt, in noch älteren Urkunden „Ylgenstein". Unter diesem Namen kommt er in alten Urkunden als ein befestigter „Stein" vor.

Auf der linken Seite erkennen wir eine hervorragende Spitze. Diese ist ein Obelisk, welchen man zum Andenken an die Besteigung des Felsberges durch den sächsischen Kurfürst August II., genannt der Starke, vor etwa 190 Jahren errichten ließ. An dieser Stelle hat der Berg eine Meereshöhe von 411 m, ist somit nicht hervorragend hoch. Die Aussicht aber von oben, besonders an jenem Obelisk, ist kostbar. Das tiefe und enge Elbthal, das den Berg vom Königstein trennt, beschäftigt das Auge fortwährend durch die rege Geschäftigkeit der Menschen auf dem Strome, an den Ufern und vornehmlich in der Stadt Königstein. Wir bewundern die überall hervorragenden Felskuppen; gegen Osten die malerische Landschaft über

*) Bild No. 5.

Prossen und Schandau; darüber zeigt sich der große Winterberg mit den entfernteren böhmischen Höhen. Nach Nordost befindet sich die Gegend von Hohnstein und Neustadt, so daß wir außer den schönsten Partien der sächsischen Schweiz zugleich Teile Böhmens und des Erzgebirges vor uns haben.

Ein hölzerner Aussichtsturm von ca. 15 m Höhe erweitert die Aussicht wesentlich. Auch hier hat der schätzenswerte Gebirgsverein viel nützliches und erfreuliches geschaffen, darunter vor ca. vier Jahren einen schönen Obelisk beim achthundertjährigen Wettin-Jubiläum.

Auch das schwierige Besteigen des schroffen Felsberges hat der Gebirgsverein für die sächsische Schweiz wesentlich erleichtert und den Dank zahlreicher Wanderer eingeerntet.

Trotzdem traue man dem steilen, schroffen Gesellen nicht allzusehr und sei vorsichtig; denn drin, im starren Gesteine, hausen Geister, die einen großen Schatz von Gold bewachen. Darum warne ich meine hochgeehrten Reisegefährten, danach zu graben, sintemal jeder, der es dereinst versucht, von den gespenstigen Wächtern zum Felsen hinabgestürzt worden ist, wenngleich er, unten angelangt, unbeschädigt davonlaufen konnte. Auch eine Frau aus dem nordöstlich gelegenen Walthersdorf konnte hiervon erzählen. Als diese auf und an dem Liliensteine mit ihrem Kinde Beeren gesucht, sah sie am Berge eine offene Thür und durch dieselbe tiefe Gewölbe mit großen Haufen Goldes. Begierig tritt sie ein, füllt ihren Korb mit Goldstücken und trägt diesen eilig davon. Erst draußen bemerkte sie, daß sie ihr Kind zurückgelassen. Doch fand sie die Thür verschlossen und jammervoll wehklagend mußte sie ohne Kind fortgehen. Nach vielen vergeblichen Versuchen zu dessen Wiedererlangung ging sie ein Jahr darauf in selber Stunde wieder zum Berg und fand da — o selige Freude! — ihr Kind in den Gewölben, gesund und munter mit goldenen Aepfeln spielend. Was war ihr jetzt das Gold gegen das Wiederfinden des geliebten Kindes!

Machen wir also keinen Versuch zum Golderwerb. Begnügen wir uns mit dem Golde der Abendsonne, welches die nahen und fernen Berge bestrahlt. Und dieses ist kein Talmi, sondern erhält sich lauter und rein bis in die spätesten Erinnerungen, die wir dem schönen Ylgensteine bewahren. Ihn werden wir auf unserer Wanderung noch oft sehen. Kehren wir daher die kurze Strecke zurück nach

Stadt Königstein mit Festung.*)

Schauet nur und sehet das schmucke Städtlein mit den sauberen Häusern! wie aus einer Schachtel ausgepackt liegt es da. Und über der Kirche, die einer Henne gleicht inmitten ihrer Gluckchen, ragt der Felskoloß, der Königstein hervor. Mag auch der Name „Sperrfort“ nach der modernen Kriegskunst richtiger sein — ich bleibe bei der Bezeichnung „Festung“. Hat mir doch dereinst ein Schulfreund ins Stammbuch geschrieben:

Unf're Freundschaft die soll sein
Wie die Festung Königstein.

Und so fest ist sie auch geblieben. Ein Schornsteinfeger hat die Veste zwar einst erklommen, aber nicht genommen.

Da der „lapis regis“ (der Stein des Königs), wie der Berg bereits Mitte des 13. Jahrhunderts in Grenzberichtigungsurkunden genannt wird, eher da war, als die Stadt, so sollten wir füglich auch mit der „Festung“ beginnen. Die Erlaubnis zu deren Besichtigung wird jedoch gegenwärtig sehr schwer erteilt, wohl auch mit vollem Rechte. Wir müssen daher erst die Antwort auf mein Gesuch abwarten, damit wir nicht vergeblich hinaufsteigen. Unterdessen betrachten wir uns die Stadt, die Festung nur zum Teil.

Auch Königstein kann auf viele Jahrhunderte zurückblicken. Wie in den anderen genannten Orten, scheinen auch hier die ersten Bewohner sorbische Fischer gewesen zu sein. Später, als man Eisenhämmer errichtete, kamen noch deren Arbeiter hinzu, ebenso Schiffer und Steinbrecher. Gegenwärtig ist der Umfang

*) Bild No. 6.

der Gewerbe natürlich ein viel größerer und von hervorragender Art; denn wir finden jetzt vor: Dampfsägewerke, Zellulosenfabrik, Parket- und Luxuspapierfabrik, Schiffsbauanstalt, Maschinenfabrik, Eisengießerei, Kesselschmiederei, Metallknopffabrik. Auch blüht der Betrieb des Holzhandels, der Schiffahrt, Flößerei und Sandsteinbrüche.

Wir sehen, wie mannigfach Industrie und Handel hier vertreten sind, und doch zählt das Städtchen nur ca. 4000 Einwohner, denn die alljährlich zahlreichen Touristen können wir nicht hinzurechnen.

Dereinst zu Böhmen gehörend, also, daß dessen Landesfarben rot und weiß noch heut die Stadtfarben sind, scheint der Ort bereits anno 1289 die Stadtgerechtigkeit gehabt zu haben, zum mindesten die Marktberechtigung, heißt doch die alte Benennung „das Märktlein am Stein", auch „Städtlein am Stein". Im Jahre 1439 befand sich hier ein „Amt", zu welchem 21 Ortschaften gehörten, woraus zu ersehen ist, daß der Ort schon damals von Bedeutung war. Mit Sicherheit ergiebt sich, daß Königstein anno 1464 das Stadtrecht besessen.

Nach verschiedentlichem Besitzwechsel kam die Stadt nebst Umgegend anno 1459 an Sachsen, behielt aber als Stadtfarbe rot und weiß, als Wappen einen aufrechtstehenden silbernen zweigeschwänzten Löwen mit einer abgehauenen Hand.

Uebrigens ist das, was wir hier vor uns sehen, nicht das alleinige Stadtgebiet. Schauen wir rechts hinüber auf das rechte Elbufer, so erblicken wir noch die zugehörige „Halbstadt" und die „Ebenheit". Diese, nordwestlich vom Lilien- oder Ylgenstein gelegen, ist sehr alt, älter als die Halbstadt. Gegenwärtig blüht die Stadt in tiefem Frieden. In der Vergangenheit hatte sie durch Zerstörungen seiten der Hussiten viel Leid erfahren, nicht minder durch die Pest, die hier zwischen 1613 und 1680 viermal gewütet. Man sollte meinen, daß die gebirgige, ehemals versteckter gelegene Stadt wenig von Kriegen berührt worden sei. Und dennoch haben auch hier die Schweden mit Plünderung und Brandstiftung, anno 1639, gehaust. Auch in der neueren Zeit mußte die Stadt die Kriegsfackel mehrmals leuchten sehen. Die sächsische Armee, welche 1756 hier und in dem Ortsteile Ebenheit lagerte, mußte sich, durch Hunger gezwungen, Friedrich II. ergeben. 1813 ward der Ort in ein befestigtes französisches Lager umgewandelt.

Daß wir gegenwärtig, trotz des hohen Alters der Stadt, nur sehr wenig alte Gebäude sehen, ist einer großen Feuersbrunst zuzuschreiben, die anno 1810 bedeutende Verheerungen angerichtet hat.

Die Königsteiner besitzen eine reiche Fülle von Ausflügen nach schön gelegenen Punkten, deren Aufzählung wir den Reisehandbüchern überlassen müssen. Vor der Hand schauen wir noch einmal auf den lapis regis, dessen Besteigung wir später vornehmen.

Rechts unten am Fuße des bewaldeten Berges sehen wir eine lange weiße aufsteigende Linie. Dies ist die neue Straße zur Festung. Links von ihr eine zweite, die alte, aber viel steilere, wenngleich schattigere. Oben auf dem „Steine" zeigt sich am rechten Ende ein vieleckiger Turm, die „Christiansburg" auch Friedrichsburg genannt, von der wir oben mehr erfahren werden.

Da kommt der Bote aus der Festung zurück! — — — Die Kommandantur hat in zuvorkommender Weise den Besuch genehmigt. Steigen wir also frisch hinauf! — Wer zu müde ist, kann fahren.

Dreiviertel Stunden sind wir gestiegen, das heißt bis zur „Neuen Schänke," welche am Fuße des senkrechten Felskörpers steht. Schon viel unterwegs gewesen, wollen wir uns hier erst stärken, denn die Wanderung im eigentlichen Festungsgebiete fordert ein bis zwei Stunden. Mittlerweile kann ich im Voraus immer von der Festung erzählen, so daß wir vorbereitet sind und die Hauptzeit auf die schöne Aussicht verwenden können.

Wie ich schon erwähnte, hieß der Felsberg anfänglich der lapis regis, der Stein des Königs. Das Wort „Stein" ward früher überhaupt viel gebraucht. Aus dem Jahre 1396 erfahren wir schon den Namen „Kunigestein." Die Veste oder Befestigung bestand ehedem fast nur aus Holz; konnte man doch auf die Unmöglichkeit ungehinderter Besteigung des senkrechten Felskolosses rechnen. Dennoch ward diese durch

die Hussiten ausgeführt und die Befestigungsanlage zerstört. Bis 1500, in welchem Jahre die Veste von Herzog Georg dem Bärtigen wieder aufgerichtet ward, blieb die Stätte, welche einen Umfang von ca. einer halben Stunde besitzt, eine Wildniß.

Bald aber wandelte jener Herzog die Veste in ein friedliches Anwesen um, in ein Kloster. Er forderte die Mönche des Cölestinerklosters Oybin bei Zittau auf, etliche ihrer nach dem Königsteine zu entsenden. Die Niederlassungen der Cölestiner bedingte eine völlig weltabgeschiedene Gegend. Diese bot sich wie auf dem Oybin auch hier, so daß am 8. Dezember 1516 zwölf Cölestiner unter Führung des späteren Priors Johannes Mantel in das Filialkloster Königstein einziehen konnten.*) Noch heute sieht man Zellen vom damaligen Kloster. Doch nur acht Jahre lang erhielt sich dieses. Teils war es Mangel, teils Glaubensänderung, was die Insassen bewog, das Filialkloster wieder zu verlassen. Im Jahre 1524 war kein einziger mehr da. Es war eine herzbewegende Zeit. Der Stein erhielt hiernach seine militärische Bestimmung wieder. Namentlich ließ sich Kurfürst August — 1541 bis 1586 — angelegen sein, die Befestigungen immer mehr zu verstärken. Auch legte er einen Brunnen an, der eine Tiefe von 152 m hat. Sein Wasser wird jetzt durch Dampfkraft an die Oberfläche gebracht. Es verdankt sein Dasein den Quellen der Plänerschicht, wie sich selbige namentlich um den Schneeberg vorfinden und gleich der Biela, dem Cunnersdorfer Bach 2c. ebenso den Festungsbrunnen speisen.

Auch die Veste hat ihren Wechsel in Bezug auf Besitz „amtmannsweise und leihweise“ gehabt, bis sie endlich dauerndes Eigentum der sächsischen Herrscher wurde und blieb. Weder im dreißigjährigen noch im siebenjährigen Kriege hatte sie Belagerungen erfahren. Selbst anno 1866 unterließen die Preußen jeden Versuch eines Angriffs.

Die Festung ist mit allem versorgt, was notwendig ist. Wir werden namentlich beachten: die Garnisonkirche mit einem Altarbild, angeblich von Lukas Cranach — das Kommandantenhaus — die Christians- oder Friedrichsburg — die Georgenburg, einst zu Staatsgefängnissen benutzt — die Zeughäuser — das Provianthaus oder die Marienburg — sowie Kasernen, Kasematten — den Paradeplatz und — ja nicht zu vergessen — das Restaurant.

Nun hinauf zur stolzen Veste!

Nach kurzer Wanderung stehen wir an einem mächtigen Gitterthor. Nach Vorzeigung des Erlaubnisscheines läßt uns ein Krieger zunächst in einen Vorhof ein. Ein wachthabender Feldwebel prüft die Legitimation und ruft telephonisch einen Führer herzu. Diesem folgen wir durch weitere Thore und Felsentunnel mit steilem Aufstieg. Endlich sind wir oben und erblicken all die schon genannten Hauptgebäude, ein friedliches Wäldchen und nette Anlagen.

Der Königstein hat vor anderen Bergen den großen Vorzug, daß seine Umfangslinie, geschützt durch starkes Mauerwerk mit Schießscharten, begehbar ist, so daß die ganze köstliche Landschaft ringsumher sichtbar wird. Der Führer beginnt seine Leitung an der westlichen Seite. Wir sehen den wilden Cotta'er Spitzberg, die Gegend von Maxen und Dohna, Pirna mit dem Sonnenstein, eine Unzahl Ortschaften in der Richtung nach Dresden, ja dieses selbst mit seinem vielbesuchten „Großen Garten“. Auch Pillnitz und der Porsberg zeigen sich uns, die Elbe und die loschwitzer Höhen. Noch darüber lugt Meißen hervor. Ist die Atmosphäre rein, dringt das Auge sogar bis zum Kolmberge bei Oschatz, in der Luftlinie ca. zwölf Meilen entfernt.

Allmählig nach Norden gewandt erschauen wir den Rauhenstein, den Lilienstein, die Bastei, die Hohburkersdorfer Linde und den Hockstein im Polenzgrund, zu dem wir noch gelangen werden. In der Ferne wird die alte Veste Stolpen sichtbar und der Augustusberg bei Königsbrück.

Auf der weiteren Wanderung nach Osten zu kommen wir an die Felsenstelle, an welcher im März des Jahres 1848 ein Schornsteinfeger aus eigentümlicher Lust den Königstein erklommen hatte. Wenn man das Schroffe der Felsen sieht, erscheint es kaum glaublich, und doch ist es Thatsache. Darauf

*) Näheres hierüber siehe: „Oybinchronik“ von Dr. Moschkau sowie: „die letzten Mönche vom Oybin“ von J. Renatus.

gelangen wir an die schon genannte Christians- oder Friedrichsburg, in der Hauptsache aus einem stattlichen sechsseitigen Turme gebildet, der auf einem hinausragenden Felsstück über schwindelnder Tiefe steht. Aus einem der Fenster dieses Turmes ist dereinst Karl Heinrich von Grunau, Leibpage des hier zu Besuch weilenden Kurfürsten Johann Georg II., im August des Jahres 1675 trunken auf einen etwa 80 cm breiten Sims gestiegen und hat sich hier schlafen gelegt. Die geringste Bewegung und er wäre hier in die grausige Felsentiefe hinabgestürzt. Das wurde bemerkt. Der Kurfürst ließ den Schlingel schnell durch Stricke halten, darauf Trompeten schmettern, also, daß die Umstehenden sich an dem unbegründeten Schrecken des Leichtsinnigen weiden konnten.

Doch mehr als diese Geschichte fesselt uns die Aussicht. Unter uns liegt das nette Städtchen mit der Elbe. Weiter gehend erblicken wir die Papstdorfer Höhen und zugleich auch tief in die Lausitz. Dann zeigen sich uns die Schrammsteine, die „Hohe Liebe" bei Ostrau, der große und kleine Winterberg und viele andere sächsische und böhmische Berge noch.

Je mehr wir uns dem Süden nähern, um so schärfer markieren sich die Zschirnsteine, der Pfaffenstein, der Gorisch, der auch von uns näher zu betrachtende Papststein, der Quirl u. a. m. Zu unseren Füßen aber lacht uns der schöne Bilagrund entgegen und manch ein Dorf der Umgegend.

Größere Höhen erblicken wir erst gegen Süden. Der Schneeberg in Böhmen, die sächsischen Berge Geising, Sattelberg, Lugstein ꝛc.

Wo wir auch hinblicken mögen, wird das Auge panoramisch überrascht. Hochbefriedigt schließen wir unseren Rundgang, um wieder in's Städtlein zurückzukehren.

„Der alte Weg ist kürzer," wird uns gesagt, „und auch schöner." Ganz recht! Daß aber bei seiner Steilheit die Knie öfter zusammenknicken, das sagt uns niemand. Darum ist es ganz gerechtfertigt, wenn wir vor der Weiterreise in einem der guten Gasthöfe der Stadt ausruhen und tüchtige Mahlzeit halten. Wir haben noch eine größere Tour vor, denn unser nächstes Ziel ist

Der Papststein.*)

Die Straße geht von Königstein aus ziemlich steil empor. Aber schon beim Dorfe Gorisch befinden wir uns auf einer Hochebene. Zur Rechten steigen der felsige Pfaffenstein und der Quirlberg stolz heraus; eine Viertelstunde vom Dorfe der Gorischstein. Zwischen ihm und dem kompakten Hennersdorfer Stein ragt der 452 m hohe Papststein hervor, einer der schönsten Berge in der Umgebung. Schon beim ersten Anblick, der die Gesamtheit von einem Punkte aus nicht bietet, so daß wir uns die rechte Seite ergänzen müssen ähnlich der linken, bewundern wir die Zerklüftungen, Blöcke und isolierten Felsformen. Wild und zerrissen ist alles und dennoch tritt die Tafelbildung deutlich an ihm hervor, wie überhaupt in dieser Gegend das Charakteristische der sächsischen Schweiz, daß aus einer hochgelegenen ebenen Fläche steile Felsberge isoliert hervortreten.

Der Aufstieg ist, dank den gut gepflegten Wegen, nicht gerade beschwerlich zu nennen, zumal uns manche Ruhebank mit köstlicher Aussicht zu kurzer Rast einladet. Doch ich bin bei Bergbesteigungen nie ein Freund davon gewesen, an einzelnen Punkten des Aufstieges vom Panorama zu naschen. Legt man sich Entsagung auf, um so überraschender und lohnender ist dann die Aussicht oben. Steigen wir daher rüstig weiter zwischen kraftstrotzenden Bäumen und wildem Felsgeröll.

Oben angelangt, winkt uns verlockend ein sauberes gutes Gasthaus. Wir beherrschen uns aber auch hier und besteigen den Gipfel, welchen der immer rührige Gebirgsverein mit einem turmartigen Gebäude erhöhet hat, so daß wir hier die volle Rundsicht haben.

Welch prächtiger Anblick! — Unser Auge findet manchen alten Bekannten wieder und, wie wir sehen werden, noch viel mehr. Dort — nach Norden zu — schauen uns der Gickelsberg, der Unger, der

*) Bild No. 7.

Falkenberg freundlich an. Ernst und erhaben blickt rechts von Bautzen auf uns der hohe Czornebog, der ehemalige Sitz des schwarzen oder bösen Gottes der heidnischen Sorbenwenden. Dann folgen die Berge von Sebnitz, die nähere „Hohe Liebe", die Schrammsteine, der Wolfsberg bei Schönlinde. Der große Winterberg nebst dem kleinen winkt uns Grüße zu und ruft: „Kommt recht bald! von meinem Gipfel aus seht Ihr noch viel mehr!" — Das wird auch geschehen; aber jetzt müssen wir, wenn wir uns südöstlich wenden, noch die Kuppelsberge betrachten, den Lasenstein, die Kaiserkrone, den auffallenden Zirkelstein, den mächtigen Kaltenberg, den Kleiß und Rosenberg im Böhmerlande. Die Zschirnsteine, in deren Nähe wir den Wald bewundern werden, stehen stolz vor uns. Sie alle werden überragt vom Schneeberg, leicht vom Ende des Bilagrundes zu ersteigen, schwer von Bodenbach aus. Es häuft sich Berg auf Berg. Die bekannte Rollendorfer Kapelle und der Sattelberg sind deutlich zu sehen, am Horizont der Geising. In nächster Nähe, nach Westen zu, betrachten uns eifersüchtig der Gorisch und Pfaffenstein, über beiden der Cotta'er Spitzberg und Lugberg; ein Stück rechts davon der Wilisch und alle die fernen und nahen Höhen und Orte, die wir schon kennen gelernt, vom Königstein an bis zum fernen schönen Dresden.

Und alles das ist nur das allerwichtigste. Wie viel und vielerlei, das ist multum und multa, bietet sich noch dem Auge dar! Alles hier mitzuteilen, wäre hartherzig, denn mancher Durst will gelöscht sein, mancher Hunger gestillt.

Noch einen vollen Blick auf die schöne Welt! dann wollen wir die Pflichten für den Körper ausüben, wollen uns stärken zu einer Waldwanderung und dem nächsten Endziele: Schandau. — — — —

Nun bitte ich Euch, verehrte Gefährten, zahlet die Zeche! — Ich sehe, Ihr thut es gern, denn alles war gut und ihr fühlet neue Kräfte zu weiterem wandern.

Südöstlich von hier ist es nur eine Stunde Weges bis zu den majestätischen Zschirnsteinen, Perlen der sächsischen Schweiz nach Gestaltung, Aussicht und Wald. Weil wir uns aber an noch so vielen anderen Perlen des Hochlandes erfreuen wollen, so müssen wir uns den Genuß sämtlicher Vorzüge versagen. Begnügen wir uns nur mit dem einen, dem schönen Wald, der gerade in dortiger Gegend das Charakteristische des Forstes der sächsischen Schweiz zeigt.

Was alles sich der Wald erzählt, das erfahren wir zugleich an einer

Waldpartie in der Gegend des Zschirnsteines.*)

Noch ist der große Sonnenball nicht hinabgetaucht, nun wir den Wald betreten. Noch singen die niedlichen Meisen ihr Liedchen. Noch immer klettert munter das Eichhörnchen, springt das Reh, und freuen sich ihres Daseins. Stolz auf seinen schönen hohen Wuchs schaut der von der Abendsonne vergoldete Nadelbaum herab auf die aufstrebende Jugend und das kindliche Unterholz. Doch schließen sich Groß und Klein oben zusammen, also, daß der Weg, den wir in die Tiefe des Waldes wandeln, einem dunklen Laubengange gleicht. Noch auch ist es hell genug, um die Menge der üppigen Farrenkräuter zu bewundern, welche die vereinsamten, moosbedeckten Felsblöcke zahlreich umgeben.

Die Sonne sinkt. Aus ist es mit dem Gold am Stamme, aus mit der Meisen Liedlein und dem lustigen Springen der Tiere. Der Wald schweigt. Doch duftet er dafür wie zum Ersatz, und schon beginnt der Mond die lichten Stellen des Forstes aufzusuchen, um uns hier und da einen Strahl in das Waldesdunkel zu senden, damit wir den Weg nicht verfehlen.

Sei ganz still, Wanderer! still wie der Wald. Schaue auf! Droben sehen wir an offenen Stellen die goldenen Sterne blinken, ihr bescheidenes Licht mit dem Mondstrahle vereinigend.

Ein leises Rascheln noch, ein Krächzen der Eule — dann wird es ganz still.

---

*) Bild No. 8.

Laßt diese Stille auf uns wirken! laßt uns ihr ganz hingeben! denn gerade diese Stille predigt laut in der Menschenbrust vom allgütigen Schöpfer des schönen trauten Waldes; predigt dem Betrübten: „Sei still dem Herrn und hoff' auf ihn". Mahnt den Weltrauschergebenen: „Mehr Einsamkeit!"

Und nun des Waldes Stille auch uns durchdringt, können wir in unserem Innern um so deutlicher eine Stimme hören, die sonst so oft übertäubt wird durch Entschuldigungen und rauschende Weltlust: das Gewissen.

Und das sagt uns mild: „Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er dir gutes gethan". Dann aber wird der verdorrte Weltmensch beginnen, über sich und sein Thun nachzudenken. Dann wird der Kummervolle sein Haupt wieder aufrichten und sich sagen: „Wenn ich doch immer des vielen Guten gedenken wollte, das ich erfahren, so fände ich keine Zeit zu zagen und zu klagen". Dann werden wir beim Anblick des Herrlichen in der Natur nicht bloß das Geschaffene preisen, sondern auch mit dem geistigen Auge durch das Geschaffene hindurch sehen auf den Schöpfer und Vater.

Begeistert preisen und loben wir nicht bloß ein schönes Lied; auch den Komponisten überhäufen wir mit Beifall und Lorbeerkränzen. Warum daher nur die Musik des Waldes mit dessen hohem Liede preisen und dem höchsten Komponisten nicht zugleich danken? Nicht mit lautem Beifallsrufe! — nur still im tiefsten Herzen, und sei es nur auf einen Augenblick.

Das ist die höchste Poesie.

Die Sommerlust verstreicht. Der starre Winter, wo welk das Laub zu Boden liegt, erstickt das Leben. Doch unser Wald grünt fort in alter Treue und fragt uns: „Mensch, machst du's auch so?"

Ja, auch im Winter herrscht ein eigener Zauber in unserem Walde von mannigfacher Art, darunter einer, den nur der Waidmann kennt.

Noch liegt der letzte Märzenschnee im großen Wald am Zschirnstein. Noch ist es stille Nacht, und spärlich sendet der Mond die Bläße seiner Strahlen in des Waldes Dunkel. Und doch schleicht schon ein Jägersmann still hinein um seltener Beute willen. Den großen schweren Vogel will er suchen, der die Holzsaaten ausscharrt und zarte Knospen abfrißt: den Auerhahn.

Wo Ruhe herrscht, wo kein Johlen oder unberufenes Schießen des Waldes Stille entweiht, da weilt er gern, da ist sein Aufenthalt. Wohl kennt der Jäger das Mißtrauen und die Schlauheit dieses Vogels. Um ihm zu nahen, muß die größte Vorsicht aufgewendet werden, die's auf der Welt nur giebt. Unzählig sind die Hindernisse, die zwischen Suchen, Finden und Erlegen sich entgegenstellen. Ein Axtschlag schon, das Schrecken eines Rehes, der Füchse Rascheln, der Flügelschlag des Bussards und vieles andre mehr macht den Vogel stutzig; denn er erkennt aus den Alarmsignalen anderer Tiere, daß etwas los ist, was Gefahr droht.

Doch weiß der Jäger ebenso, wie liebe- und gefühlvoll auch des Auerhahnes Stimmung werden kann, wenn er der lieben Hennen sein gedenkt und gänzlich weltvergessend lockend balzt, das ist: nach seiner Art den Hennen Liebeslieder singt. Da hört und sieht er nicht. Da „schleift" er gluckend, schließt die Augen halb, so wie Verliebte thun, und schleift und schleift, bis er mit einem Hauptschlag, gleich dem Knallen eines Pfropfens, des Balzens Minnelied beendet. Gelingt's dem Jäger, ihn dabei zu überraschen, dann ist es leicht, sich seiner zu bemächtigen; wenn nur so viele „Wenn's" nicht wären: Wenn nicht der brausende Wind den Balzgesang übertönte — wenn nicht plötzlich eine Kälte von 5 bis 6 Grad einträte, welche dem Auerhahn die Balzlust nimmt — wenn nicht schon der leiseste Tritt auf dem gefrorenen Boden hörbar wäre — wenn ein Busch nicht raschelte — wenn ein dürrer Ast nicht knickte — wenn nicht ein Stein rollte, oder ein Schneeklumpen — wenn nicht schon geringe Hellung die Gestalt des Jägers kennbar machte — wenn dieser nicht husten, oder niesen müßte, oder gar zu Falle käme! — Unsichtbar wie ein Geist möchte dieser sein und unhörbar.

Gleich einem Gespenste schleicht der Jäger weiter. Ihn friert, ihn hungert, daß er fürchten müßte, des Magens Knurren könnte ihn verraten; todmüde ist er durch das ewige Schleichen und vorsichtige Treten und Harren.

Da hört er an irgend einer noch ungewissen Stelle den langersehnten Balzgesang. Vergessen sind plötzlich alle Entbehrungen! Leise, leise schreitet er wie eine schwebende Elfe dem Klange nach. Er kommt ohne Fahrnis näher und näher. O Glück! dies muß der Baum sein, auf dem der Auerhahn sichert. Alles geht gut. Der Vogel bezeugt durch sein beständig Schleifen, daß er den Jäger nicht eräugt und nichts vernommen hat. Nur jetzt kein Niesen oder Husten! nur jetzt kein Rascheln, Sausen oder Krächzen! nur jetzt noch nicht das Morgenrot! — Singe weiter, Vogel! gieb einen langen langen Minnesang zum Besten und bleib' in deinem Wonnerausch!

Da plötzlich ist der Hahn still geworden. Der Jäger steht wie angenagelt; er darf nicht einmal den Kopf drehen. Wie lange soll das währen? O es dauert lang; schon wenige Minuten reichen hin, den Wunsch zu nähren: Ach könntest du doch nur einmal deine Glieder in andere Lage bringen.

Der Wald schweigt und alles ringsumher. Die Spannung allein ist, was den Jäger ausharren läßt.

Horch! der Auerhahn beginnt sein Lied von neuem, diesmal laut und kräftig. Der Jäger springt ihn leise an, kaum 15 Schritte ist er von dem ersehnten Baume entfernt! Langsam, ganz langsam hebt er zielend das Gewehr. Was aber an dem Baume ist der Auerhahn? Kann dieser schwarze Klumpen nicht auch ein Hexenbesen sein? Oder jener dunkle Punkt ein Büschel, oder das dort Moosbart?

Das Schwarz der Nacht verwandelt sich in's erste Dunkelgrau der Dämmerung. Jetzt endlich hebt sich der Auerhahn silhouettenartig hervor. Sein Lied tönt fort. Die langen Schwingen hängen ihm herunter. Den prächtigen Stoß entfaltet er gleich einem Fächer. Entzückt die Augen halb verschließend, singt er mit vorgestrecktem Halse fort.

Jetzt ist der langersehnte, seltene, beste Augenblick. Des altbewährten Jägers Zielen ist fest und sicher. Schon will er losdrücken! — — Da fällt's dem Auerhahne plötzlich ein, im vollen Balzgesange herabzufliegen und dicht vor des Jägers Beinen fortzubalzen, also, daß manch eine der besungenen Hennen sich doch gerührt nähert. Was nun thun? 's ist Waidmannsbrauch, den großen Vogel nur vom Baum herab zu schießen und nicht auf ebener Erde.

Wußte das der Auerhahn? Mit seinen Hennen fliegt er plötzlich auf und davon.

Der Jäger aber geht, zwar wehmütig, erstarrt und hungrig, doch auch getrosten Mutes von dannen, bei sich denkend: „Und sollt ich dich auch neunundneunzigmal verfehlen! das eine Mal, wo es gelingt, lohnt doch die schönen Mühen und Strapazen!"

Jetzt geht die Sonne auf. Die Vöglein fangen munter an zu plaudern, die Wälder zu duften, und Landleute, die gen Schandau ziehen wollen, grüßen bieder den wohlbekannten, allbeliebten Jäger.

Die verehrten Reisegefährten verharren nach dem Gehörten in tiefem Schweigen. Eine muntere junge Frau bricht es zuerst und sagt:

„Wie hat mich doch des Vogels Minne ergötzt, da er dabei nicht hört, noch sieht".

Darauf erwiedert ihr der Bruder:

„Nur still! auch die Menschen macht die Liebe blind".

Ein dritter sagt:

„Ich lobe mir den schönen deutschen Wald. Den hat Italia nicht".

Ein vierter endlich:

„Die Jagd auf Auerhahn muß für den Jäger doch den größten Reiz der Poesie haben, zumal hier der Geist den Körper völlig beherrscht".

Und ich erlaube mir, zu Allem beizufügen:

„So ist es!" — —

Wir sind bei unserer Plauderei ein tüchtig Stück vorwärts gekommen, denn sehet: dort unten blinken aus der Finsternis bereits unzählige Lichter der

Stadt Schandau,*)

die sich im Elbstrome wiederspiegeln. Jeder von uns sucht sich zum Nachtquartier ein Gasthaus, je nach den Ansprüchen: entweder eines der feinen Hotels, oder ein sogenanntes „mittleres“ und dennoch gutes. Morgen früh vereinigen wir uns im Garten des „Dampfschiffhotels“, um von hier aus Weiteres zu unternehmen.

„Ich habe wie ein Pommer geschlafen“, sagt einer der Reisegefährten am nächsten Morgen. Andere rufen: „Ich — wie ein Bär“ — „rappelfest“ und dergleichen mehr. Ein altes liebenswürdiges Fräulein aber erzählt:

„Ich habe einen wunderlichen Traum gehabt. Auf einer waldigen Höhe an der Elbe stand ein König, welchem die Volksmenge unten stürmisch zujubelte. Auch die Passagiere der Dampfer „Bismarck“ und „Moltke“ schwenkten huldigend ihre Taschentücher, so daß mir ob solcher geäußerten Liebe die Thränen in die Augen traten. Es ist merkwürdig! man pflegt doch zumeist nur von dem zu träumen, was Tags zuvor sich ereignet hat, und doch kam in unseren gestrigen Erlebnissen nichts von einem Könige vor!?“

Wohl hätte ich können eine Auskunft erteilen. Doch hielt ich für besser, dies nicht laut zu thun. Darum flüsterte ich der Dame meine Wissenschaft zu. — „Wie glücklich seid Ihr Sachsen!“ gab sie zur Antwort und rüstete sich, mit den anderen meiner Führung zu folgen.

Wir fahren zunächst zum anderen Elbufer über, um das Städtlein mit seiner reizenden Umgebung besser überblicken zu können.

Nun schauet euch das prächtige Bild an! — Eine Reihe feiner Hotels und Privathäuser bildet den Vordergrund. Aus der großen Zahl der ersteren läßt sich auf einen bedeutenden Fremdenverkehr schließen, denn das Städtchen selbst hatte bei der letzten Volkszählung nur 3155 Einwohner. Von den Fremden benutzen nicht wenige das treffliche Mineralbad, dessen Kurhäuser dort rechts vom Kirchturm hervorragen. Schon vor mehr als 150 Jahren ist die Heilkraft des aus neun Quellen entstandenen Bades bekannt. Dessen Frequenz steigt von Jahr zu Jahr. Das Bad liegt romantisch am Ausgange des Kirnitschbachthales, das wir noch einmal berühren werden.

In der Mitte über dem Marktplatz erhebt sich ein Berg, der Kiefericht genannt. Links von ihm öffnet sich ein zweites Thal, in welchem eine gutgepflegte Straße nach Altendorf, Lichtenhain ꝛc. führt. Die Häuser am Ausgange dieses Thales bilden den ältesten Teil der Stadt, die „Zauke“, wendisch: „Dzauka“.

Ueber die Entstehung des Namens Schandau sind die Meinungen geteilt. Ich übergehe die Darlegungen, welche in unwürdiger Weise den Namen durch Zergliederung der Silben erklären. Die einen leiten den Namen von einem Orte Zandow (Sandau) bei Leipa her, wo die oft genannten und viel bekannten Herren Berka von der Duba einen Sitz hatten und nun auch hier, auf dem Kiefericht, ein neues Schloß „Zandow an der Elbe“ bauten, von dem noch heute Ruinenreste vorhanden sind.

Besser erscheint die andere Erklärung: in der Gegend zwischen Ottendorf und dem großen Winterberg, wo der Kirnitschbach noch klein ist, befindet sich eine Gebirgspartie, genannt „der große und kleine Zschand,“ die wir zuletzt besuchen werden. In einer Urkunde von 1492 heißt diese Gegend Czannen; ganz ähnlich dem tschechischen, wo es „Wand“ bedeutet; auch Zchen oder Zchan. Von diesem Zchan gelangt man dem Kirnitschbach entlang in circa zweieinviertel Stunden Luftlinie zu einer Aue oder Thalerweiterung, und diese Aue, Zchandowe, ist das heutige Schandau.

Die Volksstämme, die ehedem hier geweilt, sind dieselben, wie sie bei den früher genannten anderen Städten erwähnt wurden. Die Burg auf dem Kiefericht hat außer den Berken von der Duba noch viele

---

*) Bild No. 9.

andere Besitzer gehabt. Im Jahre 1526 gab der Besitzer Schandau's, Ernst von Schomburg, bekannt durch die Gefangennehmung des Thomas Münzer, dem Städtchen ein die Schiffahrt sehr beförderndes Privilegium bezüglich des Handels mit Holz und Holzwaaren. Beides, sowie Getreide, bildeten früher die Haupthandelsartikel, während heut die mannigfachsten Industrien, wie Dampfsägewerk, Schiffsbau, Blumenfabrikation, Brauereien u. a. m. betrieben und durch verschiedentliche Fachschulen: Schiffer-, Strohflecht-, Schnitzschulen 2c. unterstützt werden.

Nach Schomburgs Tode besaßen dessen vier unmündige Kinder Schandau; durch Tausch fiel es an das sächsische Kurhaus zurück. Zu dem großen Amte Hohnstein, das uns durch einen Ausflug von hier aus bekannt werden wird, gehörte einst auch Schandau, sogar noch anno 1772. Gegenwärtig ist es völlig unabhängig von dort und der Sitz vieler Behörden. Es besitzt eine Oberforstmeisterei, ein Amtsgericht, Postamt, Hauptzollamt, österreichisches Zollamt, eine Eisenbahn- und Dampfschiffstation u. a. m.

Die nächste Umgegend der Stadt ist reich an prächtigen Partieen und Aussichtspunkten. Wir können sie unmöglich alle aufsuchen. Wer es thun will, halte sich an Reisehandbücher und deren Details. Nur des alten Schlosses auf dem Kiefericht darf ich nicht ganz vergessen; das war noch bis in's Jahr 1710 ein Gegenstand des Schreckens.

In jeder Nacht um die zwölfte Stunde lief einst ein großer schwarzzottiger Hund mit feurigen Augen von der Burg auf dem Kiefericht durch die Zauke, die Stadt und wieder zurück. Das aber war dereinst ein Berka von der Duba gewesen, ein Unmensch durch Grausamkeit, Geiz, Wollust und Raubsucht. Lange, lange Zeit mußte er als Hund umherirren, bis ihm im Jahre 1710 durch ein Mägdlein von zehn Jahren Erlösung ward. Dieses lag weinend am Grabe des Vaters bis in die Mitternacht hinein und konnte keinen Trost finden. Auf einmal erschien der Hund und setzte sich daneben, aber traurig. Das Mägdlein mocht wohl wissen, jener trüge noch größeres Herzeleid und sprach, ihn mitleidig streichelnd, ihm Trost zu. Da kamen dem Hunde Thränen in die Augen; aber er sprang erfreut davon und ist seitdem nie wieder gesehen worden. Es mag der Unhold durch Fürbitte des frommen Mägdleins nach langer, langer Qual doch noch der ewigen Liebe teilhaftig geworden sein.

Zuweilen zeigt sich in den Ruinen auch eine weiße Jungfrau; aber die „thut niemandem nichts"; die Kurgäste können getrost den schönen Aussichtspunkt besuchen. —

Nun besehen wir uns das saubere Städtchen nebst den Kurhäusern und hübschen Anlagen des Mineralbades, nehmen darauf unsere Plaids und wandern über Wendischfähre dem Lachsbach entgegen, dessen schmales Thal die Eisenbahn zum Teil beansprucht, welche von Porschdorf aus durch schöne Auen und oft durchtunnelte Berge zur gebirgigen Stadt Sebnitz führt. „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust." Die eine sagt: ohne den großen Fortschritt der Eisenbahnen wäre die Kultur noch weit zurück. Die andere: wie manches schöne Thal wird seines stillen Friedens und der Romantik durch Eisenbahnen beraubt. — Doch wir verlassen sie hinter jenem Dorfe. Dort liegt seitlich unser Reiseziel:

Der Polenzgrund.*)

Ich habe in deutschen Mittelgebirgen schon manches Thal gesehen, manche Schlucht; aber keines, vielleicht mit Ausnahme des Bodekessels bei Thale, hat mich so angezogen, wie der Polenzgrund, den wir nun betreten. Er ist so recht das Ureigentümliche der sächsischen Schweiz: der Wechsel zwischen lieblicher Idylle und starrer Wildheit. Bald nach dem Eintritte zeigt sich diese in vollem Maße. Ungeheure Felsblöcke liegen in nahe zusammengerückten Wänden zur Seite des Fußpfades. Wild rauscht die Polenz, die alte Poliza oder Poliz, die wegversperrenden Blöcke umspülend. Dann wieder weitet sich das Thal ein wenig.**) Saftgrüne Matten breiten sich am Ufer aus, während am Rande durch Verwitterung sonderlich

*) Bild No. 10.
**) Siehe Bild No. 10.

geformte Felskolosse zu hohen Wänden sich auftürmen. Darauf empfängt uns wieder wildes Felsgewirr von geringerer Höhe; doch aus ihm hebt sich ein einzelner stolzer Fels hoch empor, als Herrscher alles andere überragend.

Wir wollen langsam gehen und Zug um Zug den Reiz des Wechsels genießen. Ist doch der Grund ganz anders wieder als die bisher besuchten.

Immer dem Rauschebach entgegen wandernd, gelangen wir nach mehr als einer Stunde Wanderung an eine Stelle, die uns stillstehen heißt, denn vor uns ragt majestätisch über dem Thal empor:

Der Hockstein.*)

Ein wilder, zerrissener Geselle. Und doch nach aller Wahrscheinlichkeit dereinst einmal bewohnt gewesen und befestigt. Zisternen, Löcher, Stufen u. a. m. scheinen daraufhin zu weisen. Der Fels liegt nur 295 m über dem Meere und 112 m über dem Thale. Aber die Rundschau von seinem Gipfel aus lohnt die Mühe des Besteigens. Gleich unter uns die Reize des Polenzgrundes; seitwärts das Städtchen Hohnstein mit dem alten, vielbestrittenen und umworbenen Schloß. In der Ferne aber sind es namentlich der steile Pfaffenstein und der langgestreckte hohe Schneeberg, die uns wünschen lassen, Flügel zu haben, um sie schnell zu erreichen.

Wir sind nicht allzu weit von der Bastei; auch nicht fern von nicht wenigen gar sehr anlockenden Punkten: dem „Brand", von manchem der Bastei vorgezogen — dem „Polenzblick" — dem „Diebeskeller" u. a. m. Doch heißt's auch hier Beschränkung auferlegen; non multa, sed multum. Wir beschauen uns mit Weile alles, was uns der Hockstein zeigt. Vor allen aber interessiert uns geschichtlich:

Stadt Hohnstein mit Schloss.**)

Wir sehen vor uns ein sagenreiches,***) idyllisch gelegenes, Städtchen mit etwas mehr als 1300 Einwohnern, die sich zumeist mit Weberei und — wie wir aus dem Hintergrunde ersehen können — mit friedlichem Ackerbau beschäftigen. Rechts davon das alte Schloß auf steilem Felsen, von drei Seiten umgeben von Abgründen, tief herabreichend in bewaldete Schluchten. Eine herrliche Aussicht bietet die Höhe auf rauschende Gebirgswässer, stille Wälder und sonderlich geformte Steinmassen. Hier finden wir auch bereits eine geologische Annäherung an das lausitzer Gebiet, denn der Sandstein lagert auf Granit. Den meisten Schloßbewohnern sind diese Naturreize durch Verdeckung der Fenster verschlossen; das Schloß ist jetzt eine Strafanstalt für Männer.

Wie anders war es ehedem!

Da bildete die mächtige, von Riesenmauern und vielen starken Türmen geschützte Burg Hohnstein eine alte große Herrschaft, deren Besitzer oft gewechselt hatten. Von allen aber war es das böhmische Geschlecht der Berka von der Duba, das hier vor mehr als fünfhundert Jahren gehaust, das manche Fehde, manches Schlachten ausgeführt um Raubes willen und Mehrung seiner Macht. Da zogen die Speerträger aus, die Bogenschützen und Schwertträger mit ihren Rittern und Herren und düngten die Erde der Umgebung mit Menschenblut.

Eine Wendung zum besseren trat erst ein, als Kurfürst Friedrich der Sanftmütige von Sachsen und dessen Bruder Herzog Wilhelm, dem damaligen Besitzer des Hohnsteins, Hinko Berka von der Duba, einen Tausch vorschlugen. Letzterer ging darauf ein, überließ diesen Fürsten anno 1443 Schloß Hohnstein, an der Politz gelegen, mit allen Zubehörungen, Städten, Märkten, Dörfern, Vorwerken, Höfen, Leuten,

*) Bild No. 11.
**) Bild No. 12.
***) Das Sensenduell — der gute Engel zu Hohnstein u. a. m.

Gütern, geistlichen und weltlichen Lehen, Mannschaften, Zöllen, Geleiten, Geschossen, und nahm dafür die Herrschaft Mühlberg an der Elbe mit Zubehörungen, wie auch 570 Schock Groschen.

Trotzdem die umfangreiche Herrschaft nunmehr fürstliches Eigentum wurde, wechselten doch im Laufe der Zeit die Besitzer sehr häufig; bis endlich Herzog (Kurfürst) Moritz von Sachsen anno 1543 die Herrschaft Hohnstein dauernd zurückerwarb, welche in neuerer Zeit auf das Städtlein mit der Besserungsanstalt zusammengeschrumpft ist.

„Sic transit gloria mundi!“ könnte man sagen. Indessen, meine ich, ist wohl richtiger: „misera mundi“.

Nun wir wieder gen Schandau zurückkehren wollen, bemerken wir erst jetzt, daß etliche unserer Reisegefährten nicht in unserer Gesellschaft sind; zwei Herren und drei Damen. Unser Rufen und Suchen ist vergeblich. Es wird uns bange. Doch zu unserer Freude finden wir die Fehlenden in Schandau wieder. Leichtsinniges Völkchen! Ihr habt uns nicht wenig Sorge verursacht! wo weiltet ihr?

„Wir alle, mit Ausnahme dieses ruhebedürftigen Fräuleins, kennen den Polenzgrund schon,“ erwiderte einer der Ungetreuen, ein Student. „Daher wir denn vorzogen, uns die Umgebung Schandau's näher anzusehen. Und wahrhaftig! wir haben es nicht bereut. Es ist zu schön hier! was alles haben wir hier gesehen! den Schloßberg, das Zaukenhorn, Laura's Ruhe, die Schillerhöhe und — viele Damen, welche täglich viermal in neuen Kleidern erscheinen, natürlich mit riesigen Puffenärmeln auf den Achseln, ganz à la sächsische Schweiz: Rechte Puffe der Königstein, linke Puffe der Lilienstein und in der Mitte der Kuhstall. Außerdem entdeckten wir droben auf der Schloßbastei, daß wir, die drei Damen, der Doktor und ich ein ganz normales, geniales, kapitales Quartett bilden. So hat zugleich die Lust am Sange uns abgehalten, nachzufolgen.“

Die Entdeckung des Quartettes befriedigt allgemein; können wir doch dadurch an manchen Stellen einen erhöhten Genuß haben. Und so ward ihnen verziehen, der Rest des Abends gemeinsam in einem Restaurantgarten verbracht. Die Gesangsproben des entdeckten Quartetts fanden viel Beifall und bildeten den Schluß des Tages.

Ein sonnenheller, frischer Morgen vereinigt uns an der Haltestelle des Dampfbootes, das wir freudig begrüßen, denn es war wieder unser alter treuer „Bismarck“, der uns stromaufwärts leiten wird. Wo ich von links und rechts spreche, will ich lieber unsere Fahrrichtung zu Grunde legen und nicht die Ufer.

Das schmale Stromthal bleibt zu beiden Seiten von Bergen begrenzt. Sehr bald über Schandau befindet sich links die aussichtsreiche „Ostrauer Scheibe“, rechts, bei Krippen, die freundliche „Karola-Höhe“. Darauf folgt links der für Mineralogen interessante „Zahnsgrund“. Ihm reihen sich ebenfalls links mächtige Felsen mit Steinbrüchen an, über denen die „Schrammsteine“ hervorragen.*) Ein wildes, zerklüftetes Felsengewirr bis zu 425 m Höhe, das dem Besteiger nicht wenig Mühe bereitet. Die Schrammsteine gehören zu den bereits erwähnten Höhen mit Terrassenbildung und lassen nach allen geschichtlichen Forschungen vermuten, daß sie einst eine Veste getragen haben. Da — rechts von jenen — zeigt sich deutlich im Hintergrunde der große Winterberg.**)

Die Felspartien setzen sich fort, ohne daß man außer Schmilka, links gelegen, einem Orte begegnet. Das Dörfchen Schmilka, noch sächsisch, hat eine idyllische und geschützte Lage, weßhalb es auch vielfach als Sommeraufenthalt benutzt wird. Während von hier aus ein Weg nach dem „großen Winterberg“ führt, läßt sich von rechts leicht die „Kaiserkrone“ oder der „kahle Stein“ ersteigen, ein 358 m hoher, mit drei Spitzen versehener Fels, den der ehrenwerte Gebirgsverein der sächsischen Schweiz gut zugänglich

---

*) Siehe Bild No. 17.
**) Siehe Bild No. 17.

gemacht und mit Ruheplätzen versehen hat. Ganz in der Nähe ragt der „Zirkelstein“ hervor, von seinem 348 m hoch gelegenen höchsten Punkte eine vortreffliche Rundschau bietend.

Wir fahren nur noch 2000 m Stromlänge und befinden uns vor dem böhmischen Dorfe:

Herrnskretschen,*)

dem ursprünglichen hranicna Korzma, oder Grenzwirtshaus, aus dem man Herrnskretschen gemacht hat, richtiger Kretscham, ein für „Wirtshaus“ auch in der sächsischen Oberlausitz noch oft gebrauchter Ausdruck.

Das große Herrenwirtshaus zeigt sich höchst malerisch an einem hohen Felsen. In dem bewaldeten Felsgrunde, den wir rechts erblicken, liegt das Dorf gleichen Namens. Die vielen Gasthöfe darin bezeugen, daß der Ort jährlich von tausenden Fremder besucht wird.

In ihm vereinigen sich mehrere Wildbäche zu einem, von denen der Kamnitzbach der größte und interessanteste ist.

Gegenüber liegt das sächsische Dorf Schöna, zugleich Haltestelle der Dresden-Bodenbacher Staatseisenbahn.

Herrnskretschen gehört zu der ausgebreiteten Herrschaft des Fürsten Clary.

Bis hierher wollten wir unsere Wanderung ausführen. Lag der Grund lediglich darin, daß wir die zusammengehörende geologische Betrachtung nicht mit der Landesgrenze abschneiden können, so fällt doch hier eine geschichtliche und statistische Beleuchtung außer den Rahmen unserer Reise.

Wir hatten gesehen, daß der Charakter der „sächsischen Schweiz“ sich noch auf eine Strecke in Böhmen fortsetzt und erst im Leitmeritzer Mittelgebirge eine Aenderung eintritt. So wollen wir denn noch die hiesigen böhmischen Erscheinungen nur landschaftlich und geologisch in Betracht ziehen und mit dem Kamnitzbachthale die Grenze der Wanderung in Böhmen. Nach Besuch dieses Thales und des Prebischthores sind wir dann wieder in Sachsen.

Der Grund, in welchem das freundliche Dorf liegt, gehört mit zu den schönsten in unserem Gebiete. Wir wandern etwa ein Kilometer zwischen Häusern und gelangen dann zum Eingang in das eigentliche Kamnitzthal, das man, dem Fürsten Edmund zu Ehren, den Edmundsgrund genannt hat.

Eine hölzerne Brücke hinter dem letzten Hause führt uns zu einem rechtsufrig gelegenen Einnehmerhäuschen. Wer den Grund sehen will, muß hier zuvor 30 Kreuzer bezahlen. Mag sein! aber die vielen Kinder, welche bis tief in den Grund hinein mit vielen Anpreisungen Gebäck unbestimmter Art feil halten, wollen uns nicht gefallen; noch weniger die vielen unvermeidlichen Leierkasten, welche gerade an den schönsten Punkten Böhmens schnarren.

Der Edmundsgrund**)

ist ähnlich manchen anderen Gründen des Hochlandes; nur hat er den Vorzug, daß sein Bach nie austrocknet. Bald wild, bald anmutig ist der Weg des Wanderers und des Baches. Dessen klares Wasser strömt erzürnt an die mitten im Bett lagernden Felsblöcke. Baumriesen und Felskolosse stoßen direkt an die Ufer der Kamnitzbach. So wie wir das Thal vor uns erschauen, stellt es den Grundcharakter der Schlucht dar.

Diese war so unzugänglich, daß die fürstlich Clary'sche Verwaltung am rechten Ufer einen durch mehrere Tunnel kostspielig gewordenen Fußweg herstellen ließ. Auf diesem wird uns viel Abwechslung zu teil, so daß uns der Zeitverbrauch von einer halben bis dreiviertel Stunde nicht auffällt.

---

*) Bild No. 13.
**) Bild No. 14.

Je weiter man eindringt, um so schöner wird der Grund. Endlich hören wir ein lautes Rauschen. Wir stehen vor einem hölzernen Wehre, das den Bach aufstaut. Dieser bildet von nun an den einzigen Weg, einen Wasserweg. Wenige Schritte noch, und wir befinden uns am Anfange der „Klamm", einer Stelle, wo kleine Boote uns zur Weiterbeförderung aufnehmen, um uns von nun an dem

Ende der Edmundsklamm*)

zuzuführen. Wir sehen bei Beginn der Bootfahrt nichts als Wasser, Felsen und Himmel. Das einzige Geräusch ist der Ruderschlag zur Fortbewegung der ruhig dahingleitenden Boote. Es staunt der Verstand, wie es möglich ist, daß große Felsblöcke überhangen, ohne herabzustürzen. Das Gemüt aber freut und erwärmt sich an diesem köstlichen Stück der Gottesschöpfung.

Da plötzlich ruft der Ruderer:

„Möchten's halt den Wasserfall seh'n?"

Welchen Wasserfall!? Ach so! hier ist ein Messingdraht, gegenüber ein glatter Fels. Der Ruderer zieht an einem Ringe und an jener glatten Felswand fließt auf die Dauer von einer Minute eine etwa 5 mm dicke oder dünne Wasserschicht herab.

Seid Ihr Wanderer denn so ganz gefühllos, daß Euch nicht einmal ein bewundernd ah! entfährt?

„Bitt halt um ein klein Trinkgeld!" sagt der Ruderer und läßt den Schützen des oben angesammelten Wassers wieder zufallen.

Erst jetzt öffnet mancher den Mund, aber nicht zu einem ah! sondern zu aha! — und giebt dem Manne einen Zehner.

Wir nähern uns dem Ende der schönen Klamm, steigen aus und gehen an einem idyllisch gelegenen Häuschen vorüber zum Wirtshause der Klamm. Hier weitet sich das Thal zu einem lieblichen Kessel und der Mund zur Einnahme vortrefflicher Speisen und Getränke. Die Gesellschaft, früher mit Erhebung erfüllt, wird munter. Unser Student stößt sogar ein lautes frisches „Juch!" aus.

„Sie wollen wohl probieren, ob hier ein Echo vorhanden ist?" fragt eine junge zartfühlende Dame.

„Nein, mein Fräulein!" sagt jener darauf. „Ich bin kein Echoist, sondern ein Egoist und höchst fidel, denn mein Alter hat mir Geld zu noch weiterer Reise nachgeschickt gen Schandau."

„Aber warum hat uns denn das verehrte Quartett auf der Wasserfahrt nichts zum besten gegeben?" wollte ein anderer wissen.

Darauf die Antwort:

„Wir waren recht wohl hierzu geneigt. Nach der Bettelei aber um den großartigen Wasserfall verging uns alle Lust."

Und mit der Lust vergeht auch die Zeit. Eine volle Stunde haben wir der leiblichen Stärkung gewidmet. Nun wieder die schöne Kahnfahrt der Klamm zwischen Fels und Wald, das Durchwandern des Edmundgrundes und der Weitermarsch von Herrnskretschen im anmutigen Thale der „langen Biele", etwa 40 Minuten lang.

Dann steigen wir auf zur Linken durch herrlichen Wald. Aber steiler und immer steiler wird der Weg. So gut erhalten dieser auch ist, wird er uns doch immer beschwerlicher. Je höher wir kommen, je stärker die Lungen schlagen, um so mehr unterliegt der Körper und läßt den Geist mälig gleichgiltiger werden für die prachtvollen Szenen der steilen Wald- und Felspartien.

Wir sind wohl bereits dreiviertel Stunde gestiegen, da dringen plötzlich die Töne eines Leierkastens an unser Ohr. Sei uns gegrüßt du Kurbeldrehungsmechanismusgeräusch! Sonst so verhaßt, verheißest du uns doch die Nähe unsres Zieles!

Noch eine energische Anstrengung von einer Viertelstunde, und es steht da, wonach wir längst uns gesehnt:

---

*) Bild No. 15.

Das Prebischthor.*)

Es will mir immer scheinen, daß Gebirgswanderer am liebsten das Landschaftliche zunächst betrachten und dann erst nach naturwissenschaftlichen Vorgängen fragen. Dies geschieht auch bei unserer Reise; darum ich denn zuvor die Reize der Aussicht zu erklären habe.

Steht man unter dem Thore und blickt auf das sich eröffnende Panorama, so schauen wir auf eine große Zahl bewaldeter Berge, in ihrer Gesamtheit hauptsächlich deßhalb so reizvoll, weil sie je nach der geologischen Beschaffenheit die verschiedentlichsten Formen haben. Links tritt der ernste Kaltenberg hervor, wie auch der Schloßberg bei Kamnitz. Vor allen fesselt uns der naheliegende basaltische Rosenberg durch seine steile Kegelform, sowie den dunklen Wald und die ihn umgebenden tiefen Schluchten. Rechts tritt das böhmische Mittelgebirge heraus. Dann zeigt sich uns der Herrscher des Hochlandes, der Schneeberg; mit ihm eine Anzahl Höhen des Erzgebirges. Nach Westen zu sehen wir den Zirkelstein und nahe dabei die Kaiserkrone. Unter uns aber und in der ganzen Umgegend tauchen eine Menge Ortschaften auf, vom kleinsten Hüttendörfchen an bis zu den Städten und stolzen Burgen. Mich dünkt, unser Blick verweilt am liebsten auf dem mehr als 600 m hohen Rosenberg und seiner Umgebung. Wer die Aussicht noch etwas umfassender genießen will, steigt auf die oberste, bedeckende Platte.

Haben wir uns einigermaßen sattgesehen, so betrachten wir das Naturobjekt an sich. Wir erinnern uns, daß in der sächsischen Schweiz die Art der Thorbildung eine vierfache ist. Das Prebischthor gehört zu denen, die aus dem Durchsetzen einer ganzen Felswand entstanden sind. Deren charakteristische Tafelform tritt hier besonders deutlich hervor, sowie die schon mehrfach erwähnte Terrassenbildung der Gesteinstafeln, hervorgebracht dadurch, daß eine größere Weichheit der oberen Bänke ein schnelleres Zurückweichen derselben bewirkt. Am hiesigen Thore ist die obere Platte 17 m lang, 3 m dick, und besitzt die Meereshöhe von 438 m. Die Oeffnung des Thores hat die respektable untere Breite von 26 m; die Höhe mißt 21 m.

Was die Bedeutung dieses großartigen Naturbaues noch erhöht, ist der Umstand, daß er zu den größten Thoren der Welt gehört.

Wir bauen uns großartige Paläste und Brücken; aller Ehren wert! — denken wir aber zurück an die Entstehung des Hochlandes und gerade hier an die des mächtigen Thores, so tönt in uns eine Stimme laut und vernehmlich: „Mit unserer Macht ist nichts gethan!“ —

Unsere Gesellschaft hat trotz des beschwerlichen Aufstieges bei der Betrachtung der Ferne wacker ausgehalten. Nunmehr will der Körper sein Recht haben. Wir begeben uns daher in das große komfortable Gasthaus nahe dem Thore. Nur jenes alte Fräulein aus Westpreußen, das den Polenzgrund nicht mit besuchen konnte und mit dem ich schon durch ihre Eigenschaft als Altsängerin unseres Quartettes mehrfach in Unterhaltungen gekommen, verweilt noch im Thore. Ich mache sie aufmerksam, daß sie sich leiblich stärke, zumal dann eine größere Fußwanderung unserer harrt. Doch sie antwortet:

„Ach, lassen Sie mich hier! — Ich bin aus unserer flachen Gegend noch nie herausgekommen, habe noch nie einen Berg gesehen, am allerwenigsten die überaus herrliche Gottesschöpfung der sächsischen Schweiz. So will ich sie so lange als möglich meinem Geiste einprägen.“

„Aber sie werden Hunger bekommen!?“

„O nein!“ entgegnet sie, „ich habe mir Fourage mitgenommen“.

Ihre Tasche steht offen vor mir; so sehe ich, daß diese Fourage aus trockenen Brödchen besteht. Sie bemerkt meinen Blick in die Tasche, ohne im geringsten verlegen zu werden. Sie scheint Vertrauen zu mir zu haben.

„Sie erstaunen gewiß über die trockenen Brödchen“, sagt sie freundlich. „Das hat eine besondere Bewandtnis. Zu Ihnen gesagt: ich bin arm und habe ein langes Leben hindurch mit Not zu kämpfen

---

*) Bild No. 16.

gehabt bis jetzt, wo ich seit Jahren ganz allein stehe in der Welt. Aber mein Geist hat sich nicht ducken lassen. Wozu gäbe es denn Gottvertrauen? — — Sie werden mit Recht fragen: wie ich dann eine so große Reise unternehmen kann?“ Dabei legt sie ihre Hände ineinander und sieht mich, zwar thränenden Auges, aber freundlich an, indem sie fortfährt:

„Ach Herr! es giebt so viele gute Menschen. In meiner Heimat kannte man meine unerfüllbare Sehnsucht nach den Bergen, die ich mir so schön dachte. Da kam eines Tages eine alte Dame zu mir und brachte mir einen Bädeker von Mitteldeutschland mit der sächsischen Schweiz — — doch verzeihen Sie! Sie werden Hunger haben und ich halte Sie mit meinem Geplauder auf —“ „Bitte, erzählen Sie weiter“, sage ich. „Ich werde ohnehin erst auf dem großen Winterberg zu Mittag speisen, in dessen Gasthaus alles billiger ist, als hier“.

„Ich dankte der lieben Dame“, fährt das alte Fräulein fort. „Und als sie gegangen war, schwelgte ich mit Lust in den Beschreibungen so vieler Naturschönheiten. Als ich aber die Karte der sächsischen Schweiz aufsuchte, fand ich an dieser Stelle ein Couvert und darin einen, durch die Seelensgüte Mehrerer aufgebrachten Hundertmarkschein, dabei einen Zettel: „Glückliche Reise!“ —

Ihre Thränen quellen reichlich hervor, aber ihr Angesicht ist wie verklärt, als sie hinzusetzte:

„Sehen Sie — nun bin ich hier und weiß nicht, was ich nächst Gottes Güte am meisten preisen soll, die schöne, schöne Natur, oder die guten Menschen.“ — —

Drin im Speisesaale des Hotels saß manch ein reicher Tourist mit oder ohne Ehefrau und mäkelte und nörgelte über die vortrefflichen Speisen möglichst laut, damit nur ja die anderen hören sollten, was für — großartige Menschen sie wären. —

Warum ich solche kleine Episoden erzähle? Ja, verehrter Reisegenosse! das ist ja eben das Vorteilhafte des Reisens, daß nicht blos das Auge vergnügt wird und wir uns an Sehenswürdigem ergötzen, sondern auch, daß wir Menschen kennen lernen, die uns entweder ein verächtliches Lächeln abnötigen, oder die größte Hochachtung und Wertschätzung. Auch ein Bild von Zerklüftungen und anmutigen Auen. Sicher stehe ich mit dieser Meinung nicht allein da. Gewiß haben viele — so wie ich — in Folge des Reisens Freundschaften geschlossen, die bis zum Lebensende währten. Gewiß wird auch die Schönheit unserer sächsischen Schweiz Gleichfühlende und Gleichdenkende zu engem Bündnis vereinigt haben, wenn sie sich auch nie wieder gesehen haben und nur noch durch Briefe geistig verbunden geblieben sind, oft inniger als durch das Zusammenleben in einem und demselben Orte.

Die seelische Wirkung einer schönen Reise zeigt sich schon bei kleineren Anlässen. Denn nun wir aufbrechen, um nach dem großen Winterberg zu wandern, begegnen wir in den vortrefflichen Forsten vielen anderen Gruppen von Reisenden, welche — obgleich uns völlig fremd — die Hüte schwenken und uns freundlich ein „Grüß Gott“, oder „Glückliche Reise“ zurufen. Der Mensch wird auf solcher Reise anders, besser. Alles Kleinliche und Erbärmliche wird zurückgelassen; nur die lautere Freude herrscht vor und wird doppelt, weil geteilt.

Gerade diesen freundlichen Wandergruß, welchen die sich Begegnenden zurufen, habe ich am allermeisten in der sächsischen Schweiz vorgefunden; sie öffnet Herz und Mund. Gewiß trägt hierzu auch das Charakteristische unseres Hochlandes mit bei, daß in großen Strecken, wie die früher genannte „Königstein-Schneeberg“, so auch in dem Streifen „Schandau-Dittersbach“, den wir betreten haben, fast gar keine Menschen wohnen, so daß bei deren Seltenheit die Begegnung sich fremder Wanderer wohlthuend wirkt.

„Alles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht.“ —

Schon etwa nach einer halben Stunde unserer einstündigen Wanderung zum großen Winterberg, die nicht beschwerlich ist, sind wir wieder auf sächsischem Grund und Boden und, Gott sei Dank! außer dem Bereiche der lästigen Leierkasten. Wir wandern durch mäßig ansteigendes, oder abfallendes Waldgebiet, das uns an einzelnen freien Stellen einen Blick in die nähere wilde Umgebung gestattet. Noch eine zweite halbe Stunde, und vor uns liegt das gastliche Wirtshaus auf dem Gipfel des höchsten aller Aussichtsberge unseres Gebietes, genannt:

Der grolse Winterberg.

Seine äußere Gestalt bietet nichts besonderes dar. Es ist ein Berg, wie es tausende giebt. Aber gerade deswegen fällt er hier, in der sächsischen Schweiz, welche fast überall die sonderlichsten Bergformen zeigt, durch seine Einfachheit auf.*) Von den fernsten Aussichtspunkten ist er leicht zu erkennen, schon durch die auf dem Gipfel befindliche Waldlücke.

Wie es häufig auch im Leben vorkommt, so birgt doch gerade die Einfachheit den größten Wert; denn der große Winterberg, der höchste von allen (555 m und 436 m über der Elbe), bietet die umfassendste Aussicht in der ganzen sächsischen Schweiz, so schön, daß man sich nur schwer von dem Aussichtsturme des Gasthauses trennt; denn wir erblicken nebst unseren vielen alten Bekannten mehr als 250 nennenswerte Berge und Ortschaften, von nächster Nähe an, bis zu mehr als zehn Meilen Entfernung im Halbmesser, so daß der Durchmesser des gesamten Gesichtskreises die respektable Länge hat von mehr als 20 Meilen, das ist in runder Zahl: 150000 m. Die weitesten Punkte sind westlich: der Kolmberg bei Oschatz (Sachsen); östlich die Tafelfichte des Isergebirges (Böhmen). Die geringsten Höhen haben Pillnitz und Dresden (114 und 115 m), die größten: der stolze „Jeschken" bei Reichenberg (1010 m), das Haindorfer Gebirge (1069 m) und die Tafelfichte (1122 m) des Isergebirges; sämtlich in Böhmen.

Von ansehnlichen Bergen mit zwischenliegenden Höhen erblicken wir unter anderen: den „Unger" (Sachsen) 538 m — den „Botzen" (Böhmen) 537 m — den „Kottmar" (sächsische Lausitz) 583 m — den „Buchberg" (Böhmen) 710 m — die „Lausche" (böhmisch und sächsisch) 792 m — den „Schneeberg" 721 m — „Mückenberg" 808 m — „Milleschauer" 835 m; sämtlich in Böhmen.

Wohin wir hier im Gebiete der sächsischen Schweiz auch schauen, überall wird diese durchwallt von Tausenden ihrer Freunde. Die treuesten von diesen aber sind die hohen Mitglieder unseres allverehrten Königshauses, welche alljährlich wiederholt kommen, die Schönheit der Gottesschöpfung zu bewundern, sich an ihr zu erlaben. Und wenn wir auf unserer Wanderung wie häufig des Gebirgsvereins für die sächsische Schweiz und seiner vorzüglichen regen Wirksamkeit, die dem Wanderer viel neue Schönheiten erschließt und den Genuß der älteren erleichtert, mit warmer Anerkennung gedacht haben, so müssen wir hier, wo wir alles übersehen können, vor allen dem hohen Protektor jenes Vereines, unserem Prinzen Georg, laut den innigsten Dank zollen.

Alle fördernden Ausführungen der genannten treuen Pfleger zu nennen, würde großer Zeit bedürfen, die uns auf der Reise doch nicht allzu reichlich zugemessen ist. Noch weniger werden die Reisegefährten verlangen können und wollen, daß ich ihnen sämtliche der erwähnten 250 Aussichtspunkte erkläre und zeige.

Will einer von uns mehr wissen, so verweise ich ihn auf die vorzügliche „Kreisumsicht des großen Winterberges" vom Freiherrn von Odeleben, die im Wirtshause käuflich zu erlangen ist.

Auch auf dem großen Winterberge stoßen wir auf Sandstein, horizontal gelagert. Doch zeigt sich am Westabhange zwischenein Basalt, der bis zu großer Tiefe hinabreicht. —

Nun laßt uns rasten. Das Gasthaus bietet viel gutes. Hier halten auch die meisten ihr Mittagsmahl. Zu meiner Freude sehe ich, daß unser altes Fräulein aus Westpreußen von den Quartettmitgliedern gezwungen wird, mit ihnen ein normales tüchtiges Mittagsessen zu teilen, „zur Erhaltung der Altstimme" — heißt es — die namentlich am Endpunkte unserer Reise noch viel leisten soll. Es ist etwas Schönes um die edle Musika. Sie bringt die Menschen bald zu dauerndem Zusammenhalt. —

Einige kaufen sich Photographieen vom großen Winterberg, auf denen man weiter nichts erblickt als — das Wirtshaus. Manch anderer schöner Punkt erleidet das gleiche Schicksal, je nachdem der betreffende Photograph weniger Sinn für ästhetische Auffassung der Gegend hat, als vielmehr für die „Kneipe". Selbst von der schönen Edmundsklamm giebt es Photographieen, welche absolut nichts anderes darstellen als — wiederum nur das Wirtshaus, obgleich darunter der Name prangt: „Die Edmundsklamm."

*) Bild No. 17.

Nun, jeder nach seinem Geschmack. Ein Bekannter zeigte mir einst eine Photographie aus dem schönen Schwarzwald, die einzige, die er von dort mitgebracht. Sie stellte ein Wirtshaus dar, das ihm über alles zu gehen schien, denn er sagte: „hier habe ich die besten Forellen gegessen". —

Wir wandern weiter, zunächst dem kleinen Winterberge zu. Der Weg dahin führt auch nur mäßig steil ab und auf, ist gut gepflegt, angenehm durch Fels und Wald und bietet an einzelnen offenen Stellen, namentlich auch vom „Wettinplatz", die reizendste Aussicht.

Der kleine Winterberg, um 122 m niedriger als der große, erschließt uns einen prächtigen Blick in die nächsten Schluchten, auf den Kuhstall, die sogenannte „hintere Schweiz", auf das Raubschloß und in ein großes Felsengewirr, namentlich die Schluchten des Zschand; alles Punkte, die wir schon vom großen Nachbar gesehen haben, und doch hier wieder anders.

An der östlichen Seite des Berges fällt uns ein einsamer Pavillon auf; der stammt zwar erst aus dem Jahre 1818, aber die Bedeutung des Fleckes, auf dem er steht, rührt vom Jahre 1558 her. Ein stattlicher Hirsch, welchen der Kurfürst August zu jener Zeit auf der Jagd verfolgte, hatte die Wahl, sich entweder in die tiefe Schlucht zu stürzen, oder sich kräftig zu wehren. Er zog das letztere vor und brachte so den Kurfürsten in die größte Lebensgefahr. Doch der Hirsch unterlag im Kampfe, und der Fürst war gerettet. Zum Andenken hieran ward damals ein steinernes Jagdhäuschen errichtet, das durch jenen Pavillon später ersetzt wurde.

Während ich der Gesellschaft diese Episode erzähle, hat sich einer von uns, ein Geolog, den ihm bekannten Berg von seinem Standpunkte aus betrachtet. Er teilt uns mit, daß es auch hier einen, wenngleich schmalen Basaltrücken gäbe, der zwischen zwei parallel verlaufenden und nur wenig niedrigeren Sandsteinrücken eingeschlossen ist. Also wieder ein anderes Lagerverhältnis. — Von nun aber, wenn wir dem Kuhstall, dem Hort tiefster Friedensstille, zusteuern wollen, beginnt ein steiler Zickzackweg in felsigem Walde, immer tiefer und tiefer hinab. Schon ein kleines Stückchen weniger steiler Weg thut uns wohl. Endlich gelangen wir in einen ebenen Kessel, mit Niederholz bepflanzt. Wir sehen die merkwürdigen Felsen, die wir besuchen wollen, hoch oben vor uns. Noch gilt es einen derben Aufstieg, dann ist es erklommen das Naturwunder, höchst unromantisch genannt:

Der Kuhstall.*)

Ausnahmsweise ziehen unsere Wandergenossen vor, die Felsbildung zunächst in geologischer Hinsicht zu betrachten und später erst die Aussicht von hier. Das Kuhstallgebilde gehört zu dem 392 m hohen, basaltischen Hausberg. Der Weg zu dessen Kuppe ist vom Gebirgsverein durch bunte Striche kenntlich gemacht. Am Kuhstall selbst sehen wir mächtige, gewaltige Sandsteinblöcke zusammengehäuft, also, daß sie ein 5 m hohes Thor bilden, dessen anfänglich 9 m betragende Breite sich (bei einem Höhenzuwachs um 7 m nach hinten) zu 19 m vergrößert. Gleich dem Prebischthor gehört auch der Kuhstall zu denjenigen Höhlen, welche eine ganze Felswand durchsetzen und dadurch Thore bilden. Möglich ist, daß hierbei auch oberflächliches Wasserspülen nebst Abtrennung ganzer Quaderblöcke mitgewirkt hat.

Fast traulich ist der Aufenthalt in diesem Thore zu nennen, zumal man den Eindruck gewinnt, daß die mächtigen Blöcke fest aufgelagert sind und dem staunenden Beschauer dadurch die feste Hoffnung erwecken, sich unverletzt alsdann in des Wirtshauses Garten, den wir im Hintergrunde erblicken, stärken zu können. Hierbei kann ich auch etwas von der Geschichte des Kuhstalles erzählen. Vorher aber wollen wir uns umdrehen und die Aussicht betrachten. Wir genießen sie von einer nahe 311 m hoch gelegenen Platte draußen vor dem Thore.

Tief unten gähnt uns der Habichtsgrund entgegen. Weiterhin erblicken wir die Lorenzsteine, das hintere Raubschloß, das wir berühren werden, den kleinen Winterberg und die Speichenhörner. Wer noch

*) Bild No. 18.

mehr sehen will, steige durch eine Felsenkluft auf 80 Stufen zur Höhe. Dort zeigen sich ihm noch der Lilien- und Pfaffenstein, die Bärensteine, der idyllische Kirnitzschgrund u. a. m.

Nun wollen wir uns im traulichen Vorplatze des vortrefflichen Wirtshauses leiblich pflegen. Während dessen werde ich von dem Stück Geschichte erzählen, welches dem Kuhstall eigen ist.

Doch wehe! da beginnen sechs oder sieben Männer und Frauen Streichmusik in einer Halle. Nichts ist es mit dem vorerwähnten Hort der Friedensstille! — Muß denn durchaus fast überall Musik gemacht werden? Wir, aus der musikinficierten Residenz, entfliehen der Stadt und deren Umgebung, um nur einmal den reinen Genuß der keuschen Natur zu haben; um nur einmal der unvermeidlichen, aus fast allen Restaurantsgärten auf der Höhe und im Thale tönenden „Bauernehre", den Walzern und Militärmärschen außer Gehörweite zu kommen. Wir hofften in der sächsischen Schweiz die schöne Naturstille, die uns wohlthut, zu genießen — und nun gerade hier wird gefiedelt. Wenn jemand für gute Musik liebevolles Verständnis hat, so bin ich es — „Ich auch!", „Wir auch!", höre ich aus unserem Kreise rufen. Nun gut! so werdet Ihr mir Recht geben, daß die zur Krankheit der Wirte gewordene Fiedelei an so erhabenen Naturstellen ungemein widerlich und störend ist, oft bis zum Exceß. Auf der lauschigen „Lausche" lauschte ich einst dem Aufgange der Sonne. Sowie das erhabene Weltenlicht erschien, begann ein Leierkastenmann allsogleich den Radezkymarsch abzudrehen. „Hier! nehmt das Trinkgeld, und seid ruhig", hieß es da. Lange hielt jedoch die Pause nicht vor; es mußte geleiert werden.

Bei uns in Sachsen ist jenes, entweder Bettelei, oder das Anlocken von Gästen beabsichtigende Unwesen, gegen Böhmen nur gering. Wenn wir aber das Meißner Hochland die „sächsische Schweiz" nennen, so möge man auch dem geringeren Umfang jenes Unwesens endlich ein Ende machen. In der Schweiz findet man es nicht.

Endlich hat ein Reisegenosse der „Kapelle" ein Schweigtrinkgeld gegeben, so daß wir unseren „Kuhstall" weiter betrachten können.

Dieser, der Schönheit des Felsenwunders widerstehende Name soll aus dem dreißigjährigen Kriege herstammen, während dessen die Bauern vom nahen Dorfe Lichtenhain das Thor öfters benutzt haben, um vor allem ihr Vieh darin zu verbergen. Schon romantischer wird dieser Kuhstall durch seine obersten Felsen. Hier stand im 15. Jahrhundert eine Burg, zu der schon erwähnten Herrschaft Wildenstein gehörend, eine Zeit lang der großen Herrschaft Hohnstein untergeben.

Auch hier hausten die vielgenannten Berka von der Duba. Auch hier machten sie die Wege unsicher bis zum Zschand und in das Kirnitschthal. Wo heute jubelnde Wanderer gehen, gab's damals viel Raub und Blutvergießen. So erzählt der alte Fels von manchen Gewaltthätigkeiten, noch mancher Ruinenrest von dem endlichen Tausch, der die Burg in den Besitz der meißnischen Fürsten brachte.

Noch könnte ich unter anderem erzählen von einem Felsvorsprunge oben, die „Kanzel" genannt; noch auch von dem unten befindlichen „Schneiderloch", einer kleinen Höhle, dereinst benutzt von einem Schneider, welcher, die Schere mit Spieß und Schwert vertauschend, sich als Räuberhauptmann etabliert hatte. Doch die hier leidige Musik, die nur auf die Dauer von einer Mark schwieg, beginnt wieder und meine wunderschönen Erzählungen müssen aufhören.

Noch einen Blick vom Thore aus, das wir nur ungern verlassen — und wir machen uns auf den Weg zu unserem letzten Hauptpunkte, den „Schleusen".

Wir reisen im Geiste, sind unabhängig von Nachtruhe und Trinkgeldern, und steigen daher frisch den Berg wieder hinab.

Der Wege bis zu den Schleusen giebt es mehrere; darunter etliche Umwege, die uns noch manche kleine Schönheiten zeigen. Doch wollen wir den nächsten Weg wählen, der uns am schnellsten zum Ziele bringt und den einen Teil, die sogenannte „Hintere sächsische Schweiz", durchkreuzt.

Hier ist eine ganz andere Welt. Was wir früher an steilen Felsbildungen auf den Hochebenen bewunderten, das treffen wir hier in den Thälern. Wir begeben uns, den mächtigen „Carolafels" hinter

uns lassend, auf dem waldigen „Fremdenweg“ hinab zur „Zeughausstraße“ und meinen, von hier an müsse die abwechselnd aus Fels und Wald bestehende Gegend von jeher eine unberührte Wildnis gewesen sein. Und doch sehen wir schon nach kurzer Wanderung auf der Zeughausstraße rechts einen bewaldeten Felsberg als Zeuge einstigen Lebens. Der schwer zu besteigende Berg trug einst eine, der Herrschaft Wildenstein zugehörige Burg, das „hintere Raubschloß“ genannt. Die Aussicht von dort oben ist nicht umfassend, zeigt aber eine Umgebung, so wild, wie die ehemaligen Bewohner gewesen sein mögen. Noch heute sieht man Mauerreste davon, unter denen sich eine Höhle befindet.

Die Gegend wird immer wilder, je weiter wir die Straße verfolgen. Ungefähr 20 Minuten vom Raubschloß entfernt, stoßen wir wiederum auf ein Lebenszeichen: das „Zeughaus“. Auch dieses, in alten Zeiten zur Aufbewahrung des Jagdzeuges für fürstliche Jagden benutzt, liegt wie verlassen in stiller Abgeschiedenheit am „großen Zschand.“ Der aber ist der Hauptgrund, welcher die ganze Gegend durchschneidet.

Das Begehr, ihn zu durchwandern, ist groß. Wir schauen hinein in eine bald enge, bald sich erweiternde Schlucht. Hohe Felswände schließen den schmalen Boden ein, starr und leblos. Dennoch schmiegen sich ihnen Waldwinde und wilder Epheu an. Und damit dem massigen Gesteine eine Zier nicht fehle, helfen buntfarbige Moose, üppige Farrenkräuter und schlanke Bäume es schmücken.

In der Nähe des Zeughauses, das jetzt zur Erfrischung des Wanderers dient, bewundern wir den Teichstein, einen gewaltigen Felsen, der sich in einem Teiche wiederspiegelt.

„Will das Quartett hier nicht singen?“ ruft ein Genosse; „ich meine, diese stille Einöde ist es wert“.

„Hier nicht!“ giebt die Altistin zur Antwort. „Wir wollen unsere Kräfte nur den „Schleusen“ widmen“.

Gut! so wandern wir weiter und betreten nun den tiefen Thorwaldweg; der führt uns zunächst nach Hinterhermsdorf.

Der schönsten Ausflüge von hier aus giebt es in Menge: den Tunnel, die kühle wilde Dachsenhöhle, den Königsplatz u. a. m. Letzterer, zum Andenken an den in Tyrol so traurig durch einen Hufschlag verunglückten König Friedrich August so genannt, bietet eine prächtige Aussicht auf ernste Wälder und wirre Felsen. Ernst ist auch die Erinnerung an den Tod des gütigen und milden Fürsten.

„Ihr Sachsen haltet viel auf euer Königshaus!“ unterbricht der, seine Neckluft hier aufgebende Berliner. „Ich habe wohl im Gedächtnis behalten, daß viele Punkte dieses schönen Hochlandes fürstliche Namen tragen. Da ist der Albertstein bei Markersbach; die Carolahöhe an der Elbe bei Krippen; der Pavillon für Kurfürst August auf dem kleinen Winterberg; nicht weit davon der Carolafels und nun hier der hohe Platz für König Friedrich August“.

„Hiermit ist die Reihe noch nicht abgeschlossen“, muß ich ergänzen, „denn der Wettinplatz am kleinen Winterberge und manche andere Widmungen kommen noch hinzu. Doch habt Ihr Recht; wir Sachsen halten treu zu unserem Königshaus, gleichwie zum deutschen Vaterland. — — — Doch laßt uns aufbrechen, damit wir noch bei Tageshelle und blauem Himmel den Endpunkt unserer gemeinschaftlichen Wanderung erreichen. Schon läßt der blasse Vollmond weiß und glanzlos sich sehen. In etwa dreiviertel Stunde können wir an der oberen Schleuse sein. Wie jetzt in dem kleineren Edmundsgrund, so hat man an der Kirnitzschbach bereits im 16. Jahrhundert Schleusen zum Aufstauen ausgeführt der Flößerei wegen. Vor 77 Jahren wurden die aus Quadern hergestellten Staudämme erneuert, darum man hier das graue Alter trifft, das den Kunstbau mitten in der paradiesischen Gegend nicht verrät. Und sollte er es thun, so stört es uns nicht; hat er uns doch — wie ich meine — zugleich die köstlichste Perle der sächsischen Schweiz erschlossen“.

Wir wandeln den Weg vor der Kirche Hinterhermsdorfs hin nach Süden bergauf. Auf der Höhe angelangt, betreten wir einen geraden guten Waldschneißenweg. Der führt uns zum „Königsplatz“.

Entzückt blicken wir auf das sich entfaltende Felsenpanorama. Weit links ragt die spitze „Lausche“ hervor, rechts der „Hochwald“; auch den ernsten Tannen- sowie den Kaltenberg erreicht unser Auge, den

Rosenberg, Schneeberg, Kahlenberg und wie alle die stolzen Gesellen noch heißen. Ja, wir begreifen durch unser eigenes Entzücken, daß König Friedrich August diese Höhe zu seinem Lieblingsplatz erkoren.

Das Scheiden wird uns schwer; gehen doch nun auch die schönen Tage unseres Wallens zu Ende. Schon beginnt mancher von uns des bekannten Liedes Strophe anzustimmen:

Lebe wohl, du schöner Wald!

und es überkommt uns die wehmütige Stimmung des Scheidens bis an unser Endziel:

Die Bootstation an der oberen Schleuse.*)

Voll ernster Bewunderung stehen wir still und blicken hinein in die schöne Harmonie des Wilden und der Anmut, in die wonnige Verschmelzung des Strengen mit dem Zarten; denn an die wild zerrissenen, zackigen, fast senkrechten Felsen schmiegen sich die Freiheit gewöhnten Rosmarin und Erika; sprossen hohe Straußfarren und Aspidien empor gleich Körben.

Wir steigen in die Boote. Sanfte Wellenkurven bilden sich und bewegen die sich badenden Aeste wie zum Gruße.

Die Fahrt beginnt. Ueber uns blauer Himmel des beginnenden Abends; an den Seiten die gewaltigen Felswände und ernste Fichten. Sanft gleiten die Nachen dahin und alles ringsumher schweigt feierlich, erhoben; so still wie in einer Kirche. Aber die Seele verlangt nach Aussprache. „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über."

Und auch uns ist das Herz voll; auch unseren sangeskundigen Gefährten geht der Mund über, und warm aus dem Herzen quillt in schönster Reine das einzige Lied hervor:

O wunderbares, tiefes Schweigen!
Wie einsam ist es auf der Welt.
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durch's stille Feld.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur als eine Brücke
Zu dir, Herr, über'n Strom der Zeit.

Anfänglich ist niemand im Stande, einen lauten Beifallsruf ertönen zu lassen. Doch nicht lange läßt sich dieser zurückdrängen. Er erfolgt und gilt den Sängern ebenso wie der Gottesschöpfung.

Doch plötzlich wird ein Rauschen hörbar, das immer lauter klingt, je mehr wir uns dem Ende der Fahrt nähern. Zum brausenden Toben wird es, wenn wir dort landen. Das Rauschen rührt von der oberen Schleuse her, mitten in der Felsenschlucht. Welch ein Gegensatz zu der sanften Stille vorher! — Aber gerade dieser zieht uns an wie der Wechsel zwischen starrem Gestein und weichem Moose und hält uns lange an diesem Punkte fest, ohne daß wir bemerken, daß es inzwischen dunkel geworden und der volle Mond sein Licht durch Lücken bereits auf den weichen Wasserweg sendet.

Doch was thut das! — Wir beschließen, die ganze Fahrt zu wiederholen. Es ist zu schön.

Wieder gleiten die Nachen auf dem stillen Spiegel dahin; sie beschreiben lautlos ihre Phalanx auf demselben. Wieder herrscht tiefe Stille ringsumher. Kein Ruf der Bewunderung wird laut. Ueberwältigend ist der Eindruck des reinen Waldfriedens der Schlucht. Doch da dringt ein ferner Frauengesang an unser Ohr, und wir vernehmen deutlich das herzpackende Lied:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh.
In allen Wipfeln spürest du
  Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur! balde ruh'st du auch.

*) Bild No. 19.

Der Ruderer hat während des Sanges still gehalten und mit uns dem Sondergesange gelauscht. Bald treffen wir die einsame Sängerin an einer

Waldpartie,*)

wo die Felsen unten zusammenrücken und das stille Wasser zwischen ihnen und dunklen Fichten ruht. Aber oben ist's offen und das sanfte Mondlicht strahlt herein auf ein Boot mit einer jungen Frau. Die wähnte sich hier allein und hatte das wehmütige Lied des Dichterfürsten in der Schlucht verhallen lassen. Lautlos nähern wir uns der Stelle. Aber sobald wir ihr, der überwältigend schönen, näher kommen, tönt es aus unseren Booten als Gegengruß im Viergesange:

O Thäler weit, o Höhen! O schöner grüner Wald!
Du meiner Lust und Wehen andächt'ger Aufenthalt.
Da draußen, stets betrogen, saust die geschäft'ge Welt;
Schlag' noch einmal die Bogen, um mich, du grünes Zelt!

Im Walde steht geschrieben ein stilles ernstes Wort
Vom rechten Thun und Lieben und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen, fremd in der Fremde gehn,
Auf bunt bewegten Gassen des Lebens Schauspiel sehn.
Und mitten in dem Leben wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben. So wird mein Herz nicht alt.

O süßer herrlicher Frieden der Natur und des Herzens! — Du bist es gewesen, der uns zu dem Ausspruche drängt: Hier war es doch am schönsten. Denn dieser Frieden läßt alle von uns im tiefsten Innern das Schönste, die Gedanken des Friedens in Gott und mit den Mitmenschen, widerhallen auf lange Zeit.

Tief bewegt bricht ein Dresdner Reisegefährte zuerst das Schweigen und sagt:

„Dieses Lied, worin sich Mendelssohn und Eichendorff umarmen, stimmt mich immer wehmütig. Es war das Lieblingslied unseres unvergeßlichen, seligen Königs Johann."

Neben mir höre ich unser altes Fräulein plötzlich schluchzen. Besorgt frage ich nach der Ursache. Doch sie antwortet mir:

„Ach ich bin zu glücklich, und verdiene es doch nicht."

Wir fordern die fremde einsame Sängerin auf, mit uns zur Bootstation zu fahren. Ehe wir aber, hier angelangt, aussteigen, bittet unser altes Fräulein mit dem jungen Herzen um Gehör; sie wollte so gern auch ein Liedlein singen. Unser Schweigen drückt unsere Bereitwilligkeit aus, und die Einsame, von langer Not Bedrängte, von unaussprechlicher Dankbarkeit Erfüllte, stehet auf, faltet die Hände und singt mit voller Herzenswärme das allbekannte deutsche Lied:

Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden. ꝛc.

Doch es ergiebt sich, daß man sie nicht allein singen läßt, denn die meisten von uns stimmen mit ein, und das war der Schluß des Schönsten vom Schönen.

*) Bild No. 20.

Unsere gemeinschaftliche Wanderung ist nun zu Ende. Manche von uns setzen ihre Reise fort nach Böhmen; andere durchspähen die sächsische Schweiz noch länger. Viele aber kehren nach Schandau zurück. Von hier aus trägt uns der „Moltke“ durch das Elbthal stromabwärts nach Dresden. Noch einmal weiden wir uns an den erhabenen Schönheiten von Berg und Thal. Noch einmal gehen wir während der Fahrt die ganze Reihe der erlebten Genüsse durch, teils laut, teils schweigsam wie unser altes Fräulein, das uns sagt: „Große Herzensfreude macht mich allemal stumm.“ Auch ist es angenehm, daß das „Schiff“ nicht überladen ist mit Reisenden. Erst von Pirna aus wird es voll. Irgend einer unserer „wenigen“ Vereine hat frühzeitig hierher einen Ausflug gemacht und sich ein Musikchor mitgenommen. Zum Glück schweigt dieses auf der Rückfahrt. Erst bei Pillnitz wird es laut, denn hier, am fürstlichen Schlosse, läßt es eine Hymne ertönen, in die wir alle mit einstimmen:

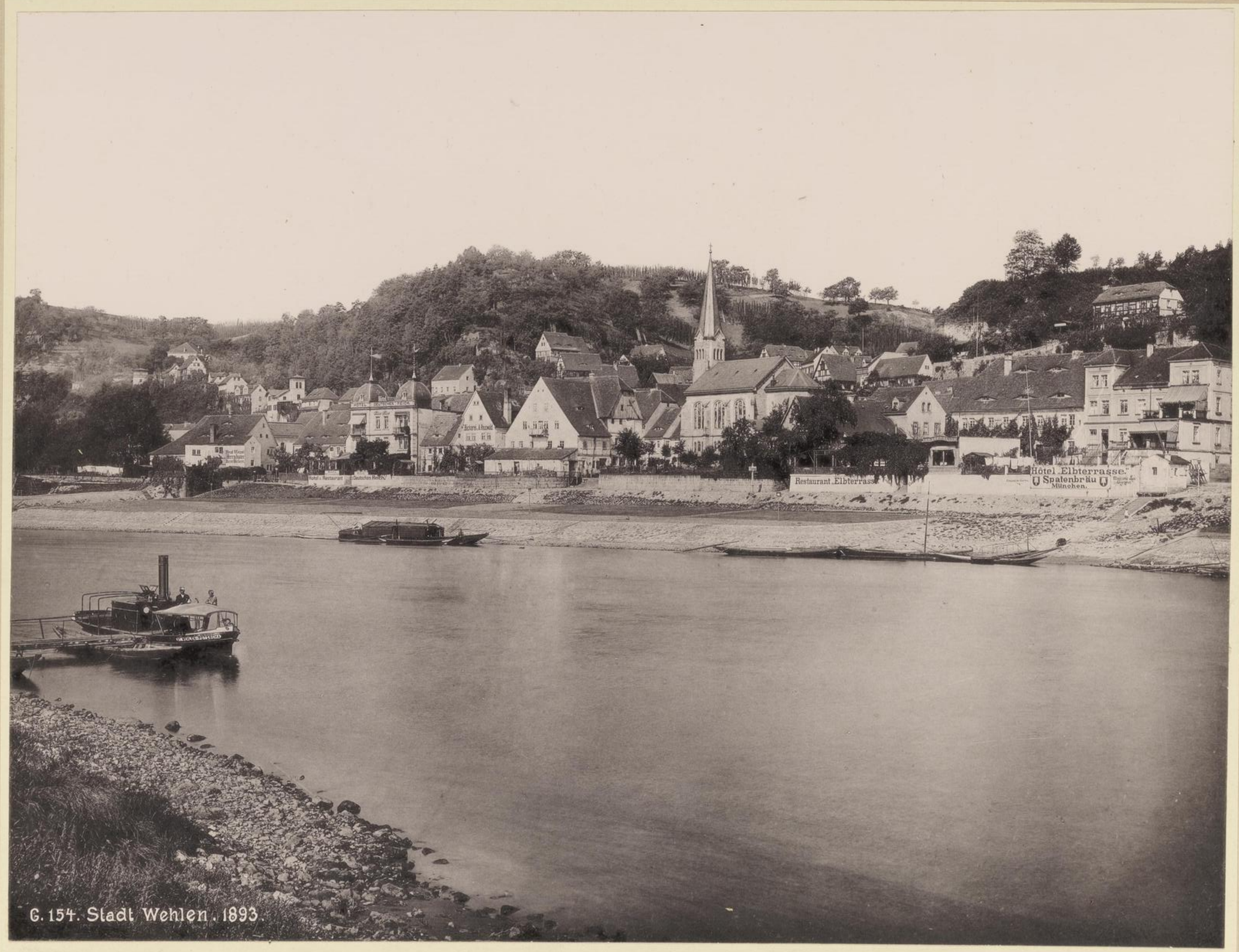
Den König segne Gott!

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Zittau.

Stadt Pirna mit Schloß Sonnenstein.

Sächs.
Landes-
Bibl.



Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Zittau.

Stadt Wehlen.

Sächs. Landes-Bibl.

C. 155. Felsenthor im Uttewalder Grunde. 1893.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Zittau.

Felsenthor im Uttewalder Grunde.

Sächs. Landes-Bibl.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Grann), Bittau.

Die Bastei.

Sächs. Landes-Bibl.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Grunn), Bittau.

Der Lilienstein.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Zittau.

Stadt Königstein mit Festung.

Sächs. Landes-Bibl.

C. 163. Der Papststein. 1893.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Bittau.

Der Papststein.

Sächs. Landes-Bibl.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Grann), Zittau.

Waldpartie in der Gegend des Zschirnsteines.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Zittau.

Stadt Schandau.

Sächs. Landes-Bibl.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Bittau.

Der Polenzgrund.

Sächs.
Landes-
Bibl.

G. 158. Der Hockstein. 1893.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Grann), Bittau.

Der Hockstein.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Bittau.

Stadt Hohnstein mit Schloß.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Bittau.

Herrnskretschen.

Sächs.
Landes-
Bibl.

C. 172. Der Edmundsgrund 1893.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Grann), Zittau.

Der Edmundsgrund.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Bittau.

Ende der Edmundsklamm.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Bittau.

Das Prebischthor.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Bittau.

Der große Winterberg.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Zittau.

Der Kuhstall.

Sächs.
Landes-
Bibl.

G. 175. Bootstation an der oberen Schleuse. 1893.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Zittau.

Bootstation an der oberen Schleuse.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Original-Aufnahme: Dr. E. Mertens & Cie., Berlin.

Verlag: E. Oliva's Buchhandlung (Arthur Graun), Bittau.

Partie an der oberen Schleuse.

Sächs.
Landes-
Bibl.

1. Ex.: H. Sax. F. 18 ½ = 0

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

13. März 1907

SACHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
2 0244712

33. 2° 16 x

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.